

# FORUM *Supervision*

## **Supervision als reflexive Institution – 20 Jahre FoRuM Supervision**

Peter Conzen

Elisabeth Rohr

Wolfgang Schmidbauer

Annemarie Bauer

Susanne Pfeiffer-Vogt

Jürgen Kreft

Angelica Lehmenkühler-Leuschner

Theresia Volk

Winfried Münch

Brigitte Becker

Hannelore Fricke

Monika Maaßen

Monika Gebhart

Jörg Hohelüchter-Menge

Wolfgang Weigand



begründet von Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger  
20. Jahrgang, Heft 39, März 2012

**Herausgeber:**

Katharina Gröning, Jürgen Kreft und Angelica Lehmenkühler-Leuschner

**Wissenschaftlicher Beirat:**

Dr. Max Bartel (Berlin) – Prof. Dr. Annemarie Bauer (Darmstadt/Heidelberg) –  
Prof. Dr. Adrian Gaertner (Bielefeld/Oberursel) – Dr. Wolfgang Schmidbauer  
(München) – Prof. Dr. August Schüle (Wien) – Dr. Michaela Schumacher (Köln) –  
Prof. Dr. Ralf Zwiebel (Kassel)

**Redaktionsanschrift:**

Dr. Jürgen Kreft (geschäftsführender Redakteur)  
Meppener Str. 22, 48155 Münster  
Telefon: 02 51/66 55 64, Telefax: 02 51/6 74 39 58  
JuergenKreft@t-online.de

**Redaktion:**

Maija Becker-Kontio (Moers) – Theresia Menches Dändliker (Zürich) –  
Elke Grunewald (Ingelheim) – Franz Leinfelder (Wiesbaden) –  
Peter Musall (Gelnhausen) – Inge Zimmer-Leinfelder (Wiesbaden)

**Verantwortliche Redakteurinnen für Heft 39:**

Inge Zimmer-Leinfelder, Steubenstraße 34a, 65189 Wiesbaden.  
Prof. Dr. Ursula Tölle, Schmüllingstraße 1, 48159 Münster

**Erscheinungsweise und Bezug:**

FoRuM Supervision erscheint halbjährlich (März und Oktober).  
Einzelheft: 14,00 € inkl. MwSt. und Versandkosten  
Jahresabonnement: 22,00 € (2 Hefte) inkl. MwSt. und Versandkosten

**Verlag und Bestellungen:**

Fachhochschulverlag  
DER VERLAG FÜR ANGEWANDTE WISSENSCHAFTEN E.K.  
Kleiststraße 10, Gebäude 1, 60318 Frankfurt  
Telefon: 0 69/15 33-28 20, Telefax: 0 69/15 33-28 40  
E-Mail: bestellung@fhverlag.de  
http://www.fhverlag.de

Satz: Format-Absatz-Zeichen, 65527 Niedernhausen  
Druck: Elektra Reprografischer Betrieb GmbH, Frankfurter Straße 24,  
D-65527 Niedernhausen

© 2012 **Fachhochschulverlag**

DER VERLAG FÜR ANGEWANDTE WISSENSCHAFTEN

ISSN 0942-0045

---

## Inhalt

Editorial . . . . .	2
Vorwort . . . . .	3
<i>Peter Conzen</i>	
Erik H. Erikson als Berater und Supervisor . . . . .	5
<i>Elisabeth Rohr</i>	
Verstehen und Verstricken – Ethnopschoanalytische Methode und Supervision . . . . .	27
<i>Wolfgang Schmidbauer</i>	
Narzisstische Übertragungen in der Supervision . . . . .	42
<i>Annemarie Bauer, Susanne Pfeifer-Voigt</i>	
Selbstreflexion: „Das Immunsystem des Selbst“ – Aspekte der Mentalisierungsforschung und Überlegungen zum Transfer auf Supervision . . . . .	58
<i>Angelica Lehmenkühler-Leuschner, Jürgen Kreft</i>	
20 Jahre FoRuM Supervision – Ein Rückblick . . . . .	75
<i>Theresa Volk</i>	
20 Jahre „Forum Supervision“ oder: Die Professionalisierung der Supervision wach(sam) begleiten . . . . .	88
<i>Winfried Münch</i>	
Zur Einschätzung der Lage . . . . .	90
<i>Brigitte Becker</i>	
20 Jahre Forum Supervision . . . . .	96
<i>Hannelore Fricke</i>	
Forum Supervision ... und das Abenteuer supervisorisch erwachsen zu werden . . . . .	97
<i>Monika Gebhart, Jörg Hohelichter-Menge, Jürgen Kreft, Monika Maaßen</i>	
Begleittext für die Ausbildung, Materialsammlung und mitwachsendes Handbuch – 20 Jahre FoRuM Supervision . . . . .	105
<i>Wolfgang Weigand</i>	
Beitrag der Zeitschriften zur Professionalisierung von Supervision – Felderkundungen . . . . .	115
Randbemerkungen: Die Sprache der Reflexion . . . . .	124
Rezensionen . . . . .	125
Veranstaltungshinweise . . . . .	128

## Editorial

### Liebe Leserinnen und Leser, liebe Kolleginnen und Kollegen,

2005 wurde mit Heft 25 und dem Thema Übergänge eine wesentliche Veränderung der Zeitschrift Forum Supervision in die Wege geleitet. Mit dieser Ausgabe, Heft 40 des Forum Supervision ist nicht nur ein Jubiläum zu feiern – ein weiterer Übergang von einer Printzeitschrift zu einem Online Forum ist anzuzeigen. Ab dem Frühjahr 2013 wird Forum Supervision als Online Zeitschrift zu beziehen und hoffentlich einem großen Kreis von Fachkolleginnen und -kollegen weiterhin ein gute qualitativ hochwertiger Begleiter sein. Herausgegeben wird Forum SupervisionOnline dann von Katharina Gröning und Angelica Lehmenkühler-Leuschner. Jürgen Kreft hat schon vor längerer Zeit angekündigt, sein – absolut wertvolles und wichtiges – Engagement reduzieren zu wollen. Ihm sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Die Herausforderungen einer Online Zeitschrift erfordern viele Umstellungen und sehr viel technische Arbeit und technische Kenntnisse. Entsprechend wird Forum SupervisionOnline im kommenden Frühjahr mit einem weitgehend neuen Team von Autoren, Redakteuren und MitarbeiterInnen starten. An dieser Stelle danken wir dem Fachhochschulverlag, den Redakteuren und Redakteurinnen, die aus der Redaktion ausscheiden, sowie den weiteren Kolleginnen und Kollegen, die bisher fachkundig und selbstlos am Projekt dieser Zeitschrift gearbeitet haben.

Thematisch bleibt auch Forum SupervisionOnline dem kritisch-aufklärenden, reflexiven Supervisionskonzept, so wie es Gerhard Leuschner u.a. geprägt haben, verbunden. Derzeit archivieren wir alle Beiträge der Printausgaben und werden diese als Einzelbeiträge herunterladbar im Internet zur Verfügung halten. Insgesamt werden wir die Internetpräsenz und Internetarbeit ausbauen.

Das Bundesministerium für Arbeit hat aus arbeitsmedizinischer Sicht Stresserkrankungen, Burnout und Psychosomatosen zum Thema einer eigenen Publikation gemacht und erwähnt in diesem Zusammenhang auch die Supervision als reflexive und stabilisierende Form. Dies geschieht zwar leider nur unzureichend und als Kurzintervention, jedoch zeigt sich, dass Supervision zum einen auch aus arbeitsmedizinischer Sicht quasi hochoffizielle Berücksichtigung findet, zum anderen zeigt sich, dass die jahrelange kritische Begleitung der Entwicklung des Arbeitslebens durch diese Zeitschrift richtig war. Wir werden auch deshalb das nächste Thema der ersten online Ausgabe dem Thema „Verletzlichkeit und Supervision“ widmen. Dr. Peter Friedrich, Heike Friesel, Prof. Dr. Katharina Gröning, Prof. Dr. Cornelia Hoffmann, Manuela Kleine und Prof. Dr. Hermann Steinkamp haben hierfür bereits Beiträge zugesagt bzw. eingereicht. Dr. Wolfgang Schmidbauer wird Forum SupervisionOnline durch regelmäßige Kommentare bereichern. Als Online Zeitschrift wird Forum Supervision deutlich kostengünstiger. Wir hoffen, dass viele AbonentInnen und FachkollegInnen die Zeitschrift weiterhin schätzen.

*Die Herausgeberinnen*

## Vorwort

An der Universität Bielefeld finden seit zwei Jahren in größeren Abständen Veranstaltungen der sogenannten „Theoriereihe“ statt. Es werden zumeist Supervisorinnen und Supervisoren zum Vortrag eingeladen, die sich bisher durch eine reflexive und wissenschaftliche Fundierung der Supervision verdient gemacht haben und Supervision sowohl methodisch als auch konzeptionell begründen und fundieren können. Ausgewählte Beiträge dieser Theoriereihe werden im Folgenden vorgestellt. In den künftigen Heften von Forum Supervision werden die Publikationen der Theoriereihe fortgesetzt. Im vorliegenden Heft kommen Peter Conzen und Elisabeth Rohr als Referenten der Theoriereihe zu Wort. Zudem werden theoretische Beiträge von Annemarie Bauer und Susanne Pfeiffer-Voigt sowie Wolfgang Schmidbauer vorgestellt.

Im Oktober 2011 hat **Peter Conzen** Erik H. Erikson als Theoretiker des Lebenslaufes in seiner Bedeutung für supervisorisches Verstehen vorgestellt. Conzen diskutiert Eriksons acht Lebensphasen als Grundthemen und Grundkonflikte menschlicher Existenz, die in unterschiedlicher Mischung und Intensität allen helfenden und heilenden Umgang mit Menschen bestimmen. Das Diagramm des „Lebenszyklus“ wird für die Supervision als methodische Hilfe bei der Diagnose, Prognose und Intervention eingeführt.

**Elisabeth Rohrs** Beitrag ist ebenfalls als Beitrag zur Methodenentwicklung in der Supervision zu verstehen. Auf der Basis von Devereux wird das ethnopsychanalytische Modell des Verstehens beschrieben und werden Devereux's wesentliche Elemente ethnopsychanalytischer Theorie und Praxis erläutert. Rohr arbeitet sowohl mit Devereuxs Konzept zur Bedeutung der Gegenübertragung in einem fremdkulturellen Kontext, als auch mit Nadigs Konzeption kultureller Übertragung und Gegenübertragung.

In seinem methodischen Beitrag spricht **Wolfgang Schmidbauer** zunächst über Supervision als Frei- und Reflexionsraum und knüpft so an die Supervisionsauffassung dieser Zeitschrift an. Sein Beitrag zur narzisstischen Übertragung stellt die Erfahrung der Kränkung in die Mitte und diskutiert das Problem, wenn diese Kränkung hervorgerufen durch Machtgefälle und Asymmetrie in der Gegenübertragung unbeantwortet bleibt und nicht verstanden wird. Aus einer psychoanalytischen Perspektive nimmt Schmidbauer die Vielgestaltigkeit und Übertragsreichtum sowohl professioneller als auch Ausbildungsszenen in die Supervision auf.

**Annemarie Bauer** und **Susanne Pfeiffer-Voigt** stellen den Ansatz der Mentalisierung als bedeutendes Konzept zur Arbeit mit Emotionen und konkret mit der Gegenübertragung vor. Sie entfalten eine theoretische Systematik des Begriff und des Forschungsansatzes und zeigen die praktische Bedeutung in Supervisionsprozessen auf.

Im zweiten Teil des Heftes wollen wir die 20 Jahre des FoRuM Revue passieren lassen. Wir haben Leserinnen und Leser gebeten, ihre subjektiven Blicke auf die

Entwicklung der Zeitschrift, auf einzelne Highlights oder Aufreger zu richten und uns zur Verfügung zu stellen. Zu Wort kommen: Der Herausgeber der Zeitschrift „Supervision“ **Winfried Münch**, der sich einen Beitrag aus dem FoRuM genommen hat und kritisch würdigt. **Theresia Volk** – als stellvertretende Vorsitzende der DGsv – **Brigitte Becker** und **Hannelore Fricke** blicken auf die verbandspolitische und subjektive Bedeutung der Zeitschrift. Aus der Sicht von Leserinnen und Leser der ersten Stunde blicken **Monika Gebhart**, **Jörg Hohelüchter-Menge** und **Monika Maaßen** in einem Gespräch mit **Jürgen Kreft** und letzterer gemeinsam mit **Angelica Lehmenkühler-Leuschner** aus der „Innensicht“ auf 20 Jahre FoRuM Supervision zurück. **Wolfgang Weigand** – ebenfalls Herausgeber der „Supervision“ – beleuchtet abschließend die Bedeutung der Zeitschriften für die Professionalisierung der Supervision.

Wir wünschen Ihnen beim Lesen der letzten Printausgabe des FoRuM viel Spaß und blicken nach vorne auf die erste Online-Ausgabe im kommenden Jahr.

*Katharina Gröning, Jürgen Kreft, Angelica Lehmenkühler-Leuschner*

*Peter Conzen*

## **Erik H. Erikson als Berater und Supervisor**

### **Zusammenfassung**

Bis heute gilt Erik H. Erikson als einer der brilliantesten und kreativsten Vertreter der Psychoanalyse nach dem Zweiten Weltkrieg. In diesem Aufsatz wird aufgezeigt, wie fruchtbar sich seine entwicklungspsychologischen und klinischen Konzepte auf dem immer vielfältiger werdenden Gebiet psychologischer Beratung und Supervision anwenden lassen. Der erste Abschnitt diskutiert Eriksons acht Lebensphasen als Grundthemen, Grundkonflikte menschlicher Existenz, die in unterschiedlicher Mischung und Intensität allen helfenden und heilenden Umgang mit Menschen bestimmen. Im zweiten und dritten Abschnitt wird das Diagramm des „Lebenszyklus“ als theoretischer Leitfaden erörtert, der dem Berater und Supervisor – angesichts der Fülle an Informationen, Eindrücke und Hypothesen – Hilfe bei der Diagnose, Prognose und Intervention gewährt.

### **1 Erik H. Erikson – bis heute unverzichtbar in allem helfenden und heilenden Tun**

Bis heute gilt Erik H. Erikson als einer der bekanntesten Vertreter der Psychoanalyse nach dem Zweiten Weltkrieg, dessen ungemein fruchtbare Konzepte und Denkanstöße nach wie vor in allem helfenden und heilenden Umgang mit Menschen unverzichtbar sind. Während weitere Teile seiner fast sechs Jahrzehnte währenden wissenschaftlichen Laufbahn war Erikson unter anderem an Universitäten, psychoanalytischen Instituten, in Fachkliniken oder Regierungskommissionen als Berater tätig. Er hat zwar nicht ein eigenes psychoanalytisches Modell der Fokaltherapie, Beratung oder Supervision entwickelt (vgl. Balint, Ornstein & Balint 1972; Klüwer 1995; Lachauer 1992). Aber seine klinischen und entwicklungspsychologischen Beiträge haben die moderne Psychotherapie entscheidend beeinflusst, nehmen manche Konzepte ich-stützenden, ressourcen- und lösungsorientierten Denkens vorweg, wie sie heute in Ehe-, Erziehungs- und Lebensberatung, in Krisenintervention, Supervision, Traumatherapie oder Pastoralpsychologie eingehen.

Mit seinem weltbekannt gewordenen Acht-Phasen-Modell des Lebenszyklus hat Erikson nicht nur Ängste und Gefahren beschworen, sondern eine Theorie der gesunden Persönlichkeitsentwicklung vorgelegt, die Eltern und Erziehern Mut macht (vgl. Conzen 1996, 2010; Noack 2005). Danach verläuft die psychosoziale Entwicklung des Individuums in Auseinandersetzung mit typischen Grundaufgaben, Grundproblemen menschlicher Existenz, vom Kernkonflikt zwischen Urvertrauen und Urmisstrauen in der Säuglingszeit bis zum Schwanken zwischen Integrität und

Verzweiflung im hohen Alter. Alles Menschsein entwickelt sich aus dem Dialogischen, in einem sich stets ausweitenden Feld sozialer Interaktionen mit wichtigen Bezugspersonen und gesellschaftlichen Institutionen. Je mehr Selbstvertrauen, Fähigkeiten und Tugenden eine liebevolle und zugleich konsequente Erziehung im Kind weckt, desto eher resultiert am Ende des Jugendalters eine Identität, die sich im Erwachsenenalter in der Fürsorge um die nächste Generation, im sozialen und politischen Handeln weitergibt. Von daher sollte jedes therapeutische Handeln, jede Form von Beratung und Supervision einerseits darauf abzielen, Entscheidungsfreiheit, Mut und Zivilcourage des menschlichen Ich zu stärken. Andererseits geht es Erikson stets um die sozial verantwortete Identität. Egozentrischen Selbstbespiegelungs-Experimenten würde er ebenso eine Absage erteilen wie Formen einer Institutions- oder Organisationsberatung, die letztlich das Individuum zum möglichst effizienten, „kostengünstigen“ Rädchen einer Maschinerie machen wollen.

Gewiss kann man einräumen, dass die Vorstellung einer phasenhaften, am Ende der Adoleszenz in eine verbindliche Identität hineinmündenden Persönlichkeitsentwicklung angesichts der Hektik und Pluralität postmoderner Gesellschaften „nostalgisch“ (Krappmann 1998, S. 66) anmutet. Dennoch: mit den Überschriften seines Lebenszyklus hat Erikson Grundthemen, Grundkonflikte angesprochen, wie sie zu allen Zeiten und in allen Kulturen menschliches Denken, Fühlen und Streben am tiefsten bewegen. Auch im Inkonsistenten und Widersprüchlichen moderner Patchwork-Biografien stoßen wir letztlich auf Sehnsüchte nach Vertrauen, liebender Intimität oder fürsorglicher Generativität. Und selbst in den Management-Schulungen kapitalistischer Wirtschaftsbetriebe ist die Rede von „Produktvertrauen“, „Corporate Identity“, „Unternehmens-Initiative“ oder „Führungsintegrität“. Insofern möchte ich mit diesem Aufsatz einige Denkanstöße vermitteln, wie fruchtbar uns die Beiträge Eriksons nach wie vor Orientierung vermitteln bei Fragen von Diagnostik, Intervention, Prognose oder Therapieplanung – vor allem auf meinem eigenen Feld, der Erziehungs- und Familienberatung, aber auch beim Verständnis gruppendynamischer Prozesse in unterschiedlichen Settings der Teamsupervision.

## 2 Das Acht-Phasen-Modell der Persönlichkeitsentwicklung

In einem vielfach in seinen Büchern auftauchenden Diagramm hat Erikson die Aufeinanderfolge der psychosozialen Entwicklungsphasen veranschaulicht. Jedes Lebensthema entfaltet sich nach einem epigenetischen Wachstumsplan, steht eine Zeitlang entwicklungsmäßig im Vordergrund, wird aber auch in den folgenden Phasen weiter durchgespielt und nimmt so immer vielschichtiger Qualitäten an. Menschsein ist ein ständiger Prozess der Differenzierung und Integration auf immer höherem Niveau, es gibt keine fertigen Entwicklungsergebnisse. Egal, ob wir mit Einzelkunden, Familiensystemen oder Teams arbeiten – grundsätzlich haben wir es als Berater oder Supervisoren mit einer komplizierten Durchmischung aller Lebensthemen zu tun. Schon eine harmlose Kritik des Chefs beispielsweise ver-

mag eine Identitätsverunsicherung auszulösen und kurzfristig kindliche Gefühle von Inkompetenz, Schuld, Scham oder ärgerlichem Misstrauen anzurühren. Stets haben wir die Möglichkeit, durch die Betonung von Ressourcen Verschnittenes im Klienten hervorzubringen, blockierte Entwicklungen zu verflüssigen, ohne in den Fehler zu verfallen, nur die positiven Aspekte von Eriksons Grundplan im Blick zu haben und das prinzipiell Ambivalente, Ängstigende, Destruktive in allem Menschsein zu übergehen. Als Psychoanalytiker hat Erikson die Macht früher lebensgeschichtlicher Verletzungen und Defizite nie in Abrede gestellt und mit Ausdrücken wie „Urmisstrauen“ oder „Identitätsverwirrung“ als einer der ersten wissenschaftliche Ausdrücke für das Erleben extrem traumatisierter Menschen gefunden. Und als einer der Mitbegründer der psychohistorischen Forschung hat er die transgenerationale Weitergabe historischer Ängste, Traumata oder Schuldgefühle – man denke an die Nachwirkungen der Nazi-Zeit bis in heutige Familienatmosphären – schon früh thematisiert.

	1	2	3	4	5	6	7	8
VIII Reifes Alter								Integrität vs. Ver- zweiflung u. Ekel
VII Erwachsenenalter							Generati- vität vs. Stagnation	
VI Frühes Erwachsenenalter (Genitalität)						Intimität vs. Isolierung		
V Adoleszenz (Pubertät)					Identität vs. Identitäts- diffusion			
IV Schulalter (6. Lebensjahr- Pubertät; Latenzphase)				Wertsinn vs. Minder- wertig- keits- gefühl				
III Spielalter (4.-5. Lebensjahr; phallische Phase)			Initiative vs. Schuld- gefühl					
II Kleinkindalter (2.-3. Lebensjahr; anale Phase)		Autono- mievs. Scham und Zweifel						
I Säuglingsalter (1. Lebensjahr; orale Phase)	Urver- trauen vs. Urmis- strauen							

Eriksons epigenetisches Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung

### *Urvertrauen vs. Urmisstrauen*

Die Frage, ob in frühester Kindheit Kräfte des Urvertrauens, unvermeidliche Erfahrungen von Angst, Schmerz und Ohnmacht überwiegen, stellt die erste und schick-

salhafteste Entwicklungskrise im Leben des Menschen dar. Erikson versteht unter „Urvertrauen“ sowohl „ein wesenhaftes Zutrauen zu anderen als auch ein fundamentales Gefühl der eigenen Vertrauenswürdigkeit“ (1981a, S. 97) und sieht in dieser „alles durchdringenden Haltung sich selbst und der Welt gegenüber“ (ebd.) die Basis allen Selbstwertgefühls, aller Kontakt- und Liebesfähigkeit, aller Ethik und Religion. Gegenpol ist das Urmissstrauen, das uns als Gefühl des Uneins-Seins mit der Welt und uns selbst in Krisen- und Enttäuschungssituationen immer wieder überfällt und das in schweren Persönlichkeitsstörungen als Urzweifel an der Verlässlichkeit von Bindungen und der Aufrichtigkeit von Gefühlen chronisch wird.

Der Wunsch nach der frühesten mütterlichen Bestätigung, dem „Ansehen“ und „Anerkennen“ unseres Ich, ist die in allen sozialen Kontakten mitschwingende Grundsehnsucht des Menschen. Egal, ob von „Echtheit“, „Authentizität“, „Holding“, „Containing“ oder „primärer Mütterlichkeit“ die Rede ist – die Herstellung und Aufrechterhaltung eines zuverlässigen, warmherzigen, vertrauensvollen Kontaktes zum Gegenüber ist absolute Kernvoraussetzung jedes helfenden und heilenden Umgangs mit Menschen. Gerade in der Erziehungs-, Familien- und Eheberatung müssen nach wie vor anfängliche Unsicherheits- und Angstgefühle durch ein überzeugendes, kompetentes Auftreten ausgeräumt werden. Jugendliche beispielsweise hegen bisweilen noch in einer Mischung aus Misstrauen und Scham das „psychiatrische Vorurteil“ gegen alle Formen psychosozialer Beratung. Hier ist im Erstgespräch der Hinweis wichtig, dass wir keine Psychiater sind und uns strikt an die Schweigepflicht halten. Ebenso gilt es, bei den unmotivierten bzw. den „geschickten“ Klienten erst einmal Vertrauen aufzubauen und deutlich zu machen, dass man die Ratsuchenden nicht mit Vorwürfen oder psychopathologischen Diagnosen belegen wird bzw. insgeheim als „Agent“ des Jugendamtes oder der Schule fungiert.

Obwohl in einer zeitlich begrenzten Beratung normalerweise nicht so starke Regressionen auftreten wie in einer längeren Therapie, gibt es Vertrauenskrisen, die bearbeitet werden müssen. Vor allem im Umgang mit hoch strittigen Paaren oder Borderline-gestörten Klienten ist ein genaues Einhalten des Rahmens wichtig, unter Umständen auch ein Ansprechen möglicher Enttäuschungen, bevor sie überhaupt auftreten (vgl. Kernberg 1991). Werden wir in der Beratung mit schweren Traumatisierungen konfrontiert, ist die Vermittlung eines tiefen, fast körperlich spürbaren Vertrauens absolute Notwendigkeit. Der Klient muss sich in seiner Angst und Verzweiflung gehalten fühlen. Gleichzeitig muss geklärt werden, welche zusätzlichen therapeutischen Möglichkeiten bereit stehen, ohne dass der Betroffene sich zu abrupt „weggeschickt“ fühlt.

Die Aufgabe des Supervisors, eine vertrauensvolle Beziehung zum gesamten Team wie zu jedem einzelnen Teilnehmer aufrechtzuerhalten, gleichzeitig den Gruppenprozess zu steuern und ein bestimmtes Thema zu verfolgen, ist stets aufs Neue eine schwierige Herausforderung. Grundsätzlich kann es zu misstrauisch-paranoiden Episoden einzelner, einzelner Fraktionen oder des Gesamtteams kommen, die angesprochen und bearbeitet werden müssen. Verliert der überwiegende

Teil der Gruppe dauerhaft das Vertrauen zum Supervisor, resultieren daraus heimliche oder offene Sabotage, Projektion, Spaltung, letztendlich die Aufgabe des Arbeitsbündnisses.

### *Autonomie vs. Scham*

Der Wunsch nach Autonomie und die Angst vor Beschämung, wurzelnd im Welteroberungsdrang und den Ohnmachtsgefühlen des Kleinkindes, bildet für Erikson den zweiten Kernkonflikt im Seelenleben des Menschen. Er versteht unter Autonomie das Bewusstsein, sich selbst und seinen Körper zu beherrschen, die Fähigkeit zu einem entschiedenen selbstsicheren Auftreten, zu freier Meinungsäußerung, Willenskraft, Kritikfähigkeit und Zivilcourage. Gegenpol ist lebenslang das spezifisch menschliche Schamgefühl. Akute Scham überfällt uns als eine mit stärkster körperlicher Erregung einhergehende Mischung aus Angst und Schmerz in Situationen, wo wir uns gedemütigt, preisgegeben, öffentlich ertappt fühlen, wo unsere Intimitätsgrenzen durch zu große Nähe verletzt worden sind. Chronische Schamgefühle als Folge andauernder Demütigung und Stigmatisierung verbergen sich hinter vielen Formen von Identitätsverunsicherung, Schüchternheit, Depression oder Befangenheit – ebenso wie hinter kompensierenden narzisstischen Größenattitüden – und können, so Erikson, den Menschen zum Außenseiter gegenüber sich selbst machen.

Oftmals haben wir es als Berater und Supervisors mit individuellen und kollektiven Autonomiebedürfnissen und Schamängsten zu tun – Wünsche, sich beruflich oder partnerschaftlich zu behaupten, chronische Befürchtungen vor Blamage und Prestigeverlust, Identitätskrisen nach gravierenden Misserfolgerlebnissen, tief sitzende Rachewünsche und Ressentiments nach schweren narzisstischen Kränkungen, Phänomene „befreiter Schamlosigkeit“ im gewohnheitsmäßigen Entwerten anderer, das Demonstrieren einer Pseudo-Autonomie im grundsätzlichen Widersprechen-, Nörgeln- und Opponieren müssen. Vor allem in der Erziehungs- und Paarberatung geht es oftmals um Autonomie-Themen – verunsicherte Eltern, die sich durch die ungestümen Selbstständigkeitsbestrebungen von Kleinkindern entweder unangemessen herausgefordert fühlen oder diese unvorsichtig forcieren, andauernde Kämpfe zwischen Eltern und Jugendlichen um Pünktlichkeit, Ordnung, Ausgehzeiten, Rechte und Pflichten, Paare, die kein richtiges Gleichgewicht zwischen Autonomie und Abhängigkeit finden und sich in erstickenden Kollusionen blockieren (vgl. Willi 2012), sei es, dass ein Partner den anderen scheinbar vollständig dominiert, sei es, dass beide sich im erbitterten Machtkampf aufreiben. Im „malignen Clinch“ (Stierlin 1975) zwischen Eltern und Heranwachsenden bzw. hoch strittigen Paaren eskaliert das Ringen um Autonomie oftmals in ein sinnloses wechselseitiges Sich-Ohnmächtigmachen und erfordert ein entschiedenes Rahmensetzen des Beraters.

Gerade im Umgang mit den Schamschranken fremder Kulturen bedarf es besonderer Dezens. Volkan (1999) hat aufgezeigt, wie historische Katastrophen, nationale oder religiöse Demütigungen als „erwähltes Trauma“ stark das kollektive Ge-

dächtnis von Großgruppen prägen. Manch Rat suchende Asylanten und Migranten leiden nicht nur unter ihrem unsicheren sozialen Status, sondern tragen schwere Beschämungen und Gewalterfahrungen aus ihren Herkunftsländern als zusätzliches psychisches Gepäck mit in ihre neuen Gastländer.

Selbstsicherheit und Autonomie zu stärken, ein gesundes Schamempfinden zu stützen, ist weiteres Kernanliegen allen therapeutischen und beraterischen Tuns. Dies ist ein mitunter besonders heikler Punkt, weil die Behandlung von Schamthemen – mag sie auch noch so behutsam vorgenommen werden – vielfach auf die Klienten erneut beschämend wirkt (vgl. Schüttauf 2008). In Therapiegruppen von Suchtkranken beispielsweise, so Hilgers (1997), werden massive Schamprobleme mitunter durch Misstrauen und besonders provokatives Verhalten der Teilnehmer abgewehrt („Wir sind ja nur der letzte Dreck, die Therapeuten haben kein echtes Interesse an uns“). Prinzipiell besteht die Gefahr, dass Vertreter sozialer Berufe sich von den Schamthemen ihrer Klienten anstecken lassen und selber zu stark entwerfen. Hier bedarf es in der Supervision eines grundsätzlich offenen und solidarischen Klimas. Besonders hervorstechendes Symptom einer destruktiven Team-Atmosphäre ist das Austragen von Macht- und Rivalitätskonflikten über wechselseitige Beschämung – von subtilen Sticheleien bis zum gezielten Mobbing.

#### **Initiative vs. Schuldgefühl**

Erikson versteht die dritte Entwicklungsphase zwischen dem dritten und fünften Lebensjahr mit der Überschrift „Initiative vs. Schuldgefühl“. Unter Initiative versteht er die zielgerichtete Autonomie, Spontaneität, Unternehmungsgeist, Experimentier- und Spielfreude, die Lust am Erproben der eigenen Kräfte. Gehemmt wird menschliche Initiative durch das Schuldgefühl, das schlechte Gewissen, „zu weit“ gegangen und wichtige Bezugspersonen oder sakrosankte Institutionen in ihren Erwartungen an uns verletzt zu haben. In der Beratungs- und Supervisionsarbeit begegnen uns oftmals Phänomene der Gehemtheit, des Verlusts an Initiative – Phasen der Antriebslosigkeit etwa nach schweren Krisen und Schicksalsschlägen, die Unfähigkeit zu Spiel und Zusammenspiel, schon beim Kindergartenkind, so Erikson, womöglich „Symptom neurotischer Fehlentwicklung“ (1981a, S. 121), Gefühle der Sinn- und Mutlosigkeit in den Weltschmerzstimmungen Jugendlicher, sexuelle Funktionsstörungen beim Erwachsenen, unerklärliche Phasen der Lustlosigkeit und Stagnation in Teams oder Organisationen. Hinter depressiven Verstimmungen, selbsteinschränkenden oder selbstsabotierenden Verhaltensweisen verbergen sich häufig u.a. Schuldgefühle, die andererseits in ständigen Vorwurfsgehalten, in Vorurteilen oder fundamentalistisch-fremdenfeindlichen Attitüden nach außen projiziert und zur Quelle unzähliger sozialer Konflikte werden. Nach wie vor, glaubt Erikson, wurzelt ein Großteil menschlicher Schuldthematik aus dem unbewältigten Ödipuskomplex. Hinter all den irrationalen Eifersuchts-, Rivalitäts- und Machtthematiken, mit denen sich Vertreter sozialer Berufe konfrontiert sehen,

zeigt sich als Grundmuster immer wieder der tief verwurzelte Konflikt zwischen jüngerer, schwächerer und älterer, mächtigerer Generation.

Für eine ruhige, konstruktive Gesprächsatmosphäre zu sorgen, gegenseitige Schuldprojektionen zu unterbinden, Hemmungen abzubauen, Initiative, Neugier und Kreativität zu wecken, stellt eine weitere wichtige Facette von Beratung und Supervision dar. Freilich ist die übermäßige, die gehetzte und einseitige Initiative oft Ausdruck neurotischen Agierens und hat Anteil „an den vieldiskutierten psychosomatischen Krankheiten unserer Zeit“ (Erikson 1981a, S. 123). Die Zwänge des modernen Arbeitslebens, das Diktat zu Überanpassung und Flexibilität, zu immer größerer Leistung in immer kürzeren Zeiteinheiten lässt derzeit Fälle von Depression und burn-out in erschreckendem Maße ansteigen (vgl. Baumann 1999; Rosa 2005). Hier nicht möglichst rasch Leistungs- und Funktionsfähigkeit wiederherstellen zu wollen, sondern Kräfte der Reflexion, Ruhe und Achtsamkeit zu fördern, ist mittlerweile zu einem grundlegenden Thema in der Arbeit mit Klienten und Teams geworden.

#### **Werksinn vs. Minderwertigkeitsgefühl**

Der „Werksinn“, die Freude an Arbeit, Leistung, Kooperation und kreativem Schaffen, ist weiterer Grundpfeiler eines gesunden Identitätsgefühls. Gegenpol sind Erfahrungen von Misserfolg, Versagen, Inkompetenz, ein Minderwertigkeitsgefühl, wie es hinter vielen Arbeits-, Leistungs- und Motivationsproblemen steht und im Falle ständigen beruflichen Scheiterns chronisch wird.

Für Erikson wurzelt der Werksinn vor allem in den Erfahrungen der Grundschulzeit. In der Tat sind schulische Probleme, Leistungsstörungen, Schullaufbahnfragen, Konflikte zwischen Lehrer und Schüler – gerade angesichts eines immer größeren schulischen Qualifizierungs- und Leistungsdrucks – eine der häufigsten Gründe, fachliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ein Kind gründlich zu testen, echte Leistungsdefizite von neurotischen Krisen bzw. verkappten familiären Konflikten zu unterscheiden, im Konflikt zwischen Eltern und Schule zu vermitteln, Eltern mitunter taktvoll nahe zu legen, dass nicht alle Jungen und Mädchen hochbegabt sein können, ist häufige Aufgabe von Schulpsychologen und Erziehungsberatern. Allerdings warnt Erikson davor, den Werksinn nur auf die Schulleistung zu reduzieren und schon Kinder zu standardisierten, frühreifen Spezialisten trimmen zu wollen. In dieser Entwicklungsphase entdecken Jungen und Mädchen ihre Hobbies und Interessen, möchten mit den Erwachsenen ab und an zusammenarbeiten und dabei als gleichberechtigte Partner ernst genommen werden. Hier gilt es in der Familienberatung, oftmals gestressten und überforderten Eltern ein Gespür dafür zu vermitteln, dass Kinder gerade in dieser Phase Zeit und Aufmerksamkeit brauchen, man ihre Interessen und Begabungen fördern sollte, ohne sie zum Vehikel eigener Ambitionen zu machen und ihre Freizeit in überhehrgeiziger Weise zu verplanen.

Unerklärliche Ängste vor Versagen, Konkurrenz und Zurschaustellen der eigenen Leistung gehen häufig auf negative Erfahrungen des Grundschulalters zurück, die

sich mit frühkindlichen Ängsten und ödipalen Problemen verdichten. In solchen Fällen Mut zu machen, verborgene Talente anzusprechen, verschüttete Interessen zu wecken, kann zum wichtigen Thema in der psychosozialen Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen werden. Nicht selten haben Konflikte und Unzufriedenheitsgefühle in Teams oder Berufsgruppen damit zu tun, dass Mitarbeiter sich in ihrer Leistung nicht ausreichend gewürdigt, in ihren Fähigkeiten nicht adäquat eingesetzt sehen. Hier ist Aufgabe der Supervision zu klären, ob der Betreffende sich falsch einschätzt oder ob in der Tat ein Führungs- und Organisationsproblem vorliegt. Freilich hat Erikson schon lange vor dem Siegeszug marktradikaler Ideologien auf die Gefahr verwiesen, dass die Identitätsfindung des Einzelnen quasi mit der Phase des Werksinn endet und Fragen von Ethik und Sinnfindung gänzlich ökonomischen Zwecken geopfert werden. Menschen und Institutionen – gerade im sozialen Bereich – mitunter auch zu einer Reflexion über die ethischen Implikationen und Verpflichtungen ihres Tuns anzuhalten, würde sicherlich auch zu seinen Vorstellungen von Beratung und Supervision gehören.

### **Identität vs. Identitätsverwirrung**

Der Wunsch nach Stützung und Anerkennung des eigenen Selbst, nach Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“ ist ein weiteres, in allen Begegnungen und Beziehungen mitschwingendes, zunehmend auch in den Mittelpunkt moderner Psychotherapie rückendes Kernmotiv des Menschen. In den verschiedensten Anmerkungen und Umschreibungen hat Erikson das Identitätsgefühl zu fassen versucht, das Empfinden, ein zusammenhängendes, kontinuierliches, in der Welt verankertes Ich zu sein, archimedischer Punkt unseres Seelenlebens und Grundvoraussetzung geistiger Gesundheit. In seiner wohl bekanntesten Definition bezeichnet er Identität „als das angesammelte Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, die Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität aufrechtzuerhalten“ (1981b, S. 107). Nie hat Erikson die Identität als eine „feste Errungenschaft in der Form eines Panzers der Persönlichkeit“ (1981a, S. 20) aufgefasst. Stets muss das Ich seine Identität gegen unbewusste Impulse oder äußeres Infragestellen verteidigen, sich selbst im andauernden Wechsel des persönlichen und historischen Schicksals neu definieren. In allen Situationen der Überforderung, der zu raschen Veränderung erleben wir Identitätsverunsicherungen und -krisen, die sich im Extremfall bis in Zustände der Identitätsverwirrung zuspitzen können.

Die Aufgabe, in den stürmischen Zeiten der Adoleszenz aus all den vielfältigen Erfahrungen und Identifikationen der Kindheit allmählich ein festes Bild von sich selber und der eigenen persönlichen Zukunft zu formen, ist oft schwierig, und nicht von ungefähr bezeichnet Erikson das Jugendalter als Zeit einer „normativen Identitätskrise“ (1981a, S. 13). Ob in Auseinandersetzung mit Familie und Schule, der peer-group, den ersten Liebespartnern – gerade Jugendliche kreisen um Identitätsfragen, möchten in der Spiegelung durch andere Klarheit gewinnen über die eigenen

Vorzüge und Schwächen. Eindeutige Rückmeldungen von Erwachsenen sind wichtig, und Therapeuten oder Berater, die hier zu viel „Abstinenz“ walten lassen, erleiden leicht Schiffbruch. Kleine Auseinandersetzungen oder Missverständnisse können in dieser Phase als schwer kränkend erlebt werden, laden sich mit Misstrauen, Scham- und Schuldgefühlen der Kindheit auf (vgl. Bohleber 1996). Die Identitätskrise Jugendlicher kommt in vielerlei Gestalten und Symptomen zum Ausdruck. Bei manch normüberschreitenden oder pathologisch anmutenden Verhaltensweisen handelt es sich, glaubt Erikson, um unbewusste Versuche, die Ich-Kontrolle zu erweitern, und erst durch die negative Stigmatisierung von Eltern, Lehrern, Richtern oder Psychiatern kommt es zu verhängnisvollen Verhärtungen. Schwere unbewältigte Kindheitskonflikte und endlose Moratorien können den Spätadoleszenten in einen psychotisch anmutenden Lähmungszustand geraten lassen, „dessen Mechanismen so konstruiert zu sein scheinen, dass ein Minimum tatsächlicher Verpflichtung und Entscheidung mit einem Maximum innerer Überzeugung verbunden bleibt, noch Zeit und Kraft zur Entscheidung zu haben“ (Erikson 1981b, S. 156). Die Hauptsymptome der pathologischen adoleszenten Identitätsverwirrung, die Diffusion der Intimität, des Werksinns und des Zeiterlebens, die Identifikation mit der negativen Identität, die „rock-bottom-Attitüde“, grundsätzlicher Trotz und Negativismus, der Hang zum absoluten Tiefpunkt, kommen jedem bekannt vor, der pädagogisch oder therapeutisch mit Jugendlichen arbeitet.

Die neuere Identitätsforschung kritisiert mittlerweile Eriksons Modell einer weitgehend endgültigen persönlichen Festlegung am Ende des Jugendalters (vgl. Hauber 1995; Keupp 1999; Krappmann 1998). Das Diktat neoliberaler Wirtschaftsideologien, die Atmosphäre der Hektik, der Beschleunigung, der allseitigen Konkurrenz in Zeiten der Postmoderne erfordert zunehmend den „flexiblen Menschen“ (Sennett 2000). Inmitten stets neuer Rollenanforderungen, Konsum- und Sinnsuggestionen gerät die Identitätsfindung häufig auch im Erwachsenenalter zum ständigen Experimentieren, wird mitunter ein „nie abgeschlossenes Projekt“ (Keupp 1999). Der „modulare Mensch“, die „Bastel-Existenz“, das „Recherche-Ich“, die „Patchwork-Identität“, das „Zeitalter des Narzissmus“ – vielfältige Diagnosen erfassen heute Persönlichkeiten, die sich chamäleonartig, ohne tiefere Gefühle von Verwirrung oder Schuld, an immer neue Rollen, Chancen und Selbstdarstellungsmöglichkeiten anpassen (vgl. Conzen 2010). Hierin nur Oberflächlichkeit und Werteverlust – und nicht auch Chancen – zu sehen, wäre verkürzt. Vielfach geht es heute in Beratung und Supervision darum, Menschen bei improvisierten Lebensläufen zu helfen, Vereinbarkeiten zwischen Beruf, Familie und privaten Interessen auszutariieren, inmitten stets wechselnder Handlungsfelder und Herausforderungen ein Gefühl der Kohärenz und Selbstsicherheit zu wahren. Andererseits erzeugt der Druck, sein Selbst immer wieder neu präsentieren, qualifizieren und optimieren zu müssen, neue Krisen und Leidensformen. Immer häufiger haben es Psychotherapeuten, Berater und Seelsorger mit verwirrten, ausgebrannten oder isolierten Menschen zu tun, die sich nach festen Bindungen sehnen und gleichzeitig davor zurückschrecken,



die von immer neuen Ersatzbefriedigungen getrieben werden und dennoch keinen Sinn in ihrem Leben finden, die sich an so viele Rollen anpassen, dass sie kaum noch wissen, wer sie überhaupt sind. In einer hektisch sich vernetzenden Welt einen neuen Platz für das Subjekt zu finden, für Ruhe, Innerlichkeit, Reflexivität, für neue Formen von Verantwortlichkeit und Humanität, wird zur globalen Aufgabe, die man nicht allein psychologischen Experten überlassen kann.

### ***Intimität vs. Isolierung***

Erst im jungen Erwachsenenalter, glaubt Erikson, wächst nach den Verliebtheiten der Adoleszenz reifere Intimität, die Fähigkeit, ein tiefes Gefühl der Kameradschaft, der Vertrautheit und Nähe zu einem anderen geliebten Menschen empfinden zu können – bis hin zu momentanen Verschmelzungserfahrungen in Gespräch oder erotischer Nähe. Das Gegenstück ist die Isolierung, „die Angst, allein und unerkannt zu bleiben“ (Erikson 1988, S. 92), die uns immer wieder in Enttäuschungen und Partnerschaftskrisen überfällt und in Fällen schwerer Vereinsamung, des Feststeckens in Lebenssackgassen zur eigenständigen Pathologie des erwachsenen Menschen wird. Gerade die Fähigkeit zur Intimität basiert besonders stark auf der gelungenen Lösung früherer Entwicklungskrisen. Ist das Genitalprimat der Sexualität erreicht, hat man sich aus den ödipalen Elternbindungen gelöst? Verfügt man über genügend Urvertrauen, um sich auf tiefere Gefühle einzulassen? Kann man sich autonom gegenüber dem Partner abgrenzen, eigene Initiative, eigene Fähigkeiten einbringen, die Identität behaupten? Oder sucht man im Liebesobjekt unbewusst eine Stütze für Defizite aus vergangenen Entwicklungsphasen, eine allsorgende Elternfigur, einen narzisstischen Zwilling, eine ödipale Eroberung?

Nirgendwo hat es im menschlichen Zusammenleben in den letzten Jahrzehnten so rapide Veränderungen gegeben wie auf dem Gebiet der Sexualmoral und des Geschlechterverhältnisses. In einer als unübersichtlich und kalt empfundenen Welt wird die intime Beziehung häufig mit frühkindlichen Illusionen aufgeladen und überlastet. Andererseits suggerieren Werbung, Medien oder Internet die Sexualität zunehmend als austauschbares Konsumgut, wo so etwas wie Intimität nicht auftaucht, oft auch gar nicht erst gesucht wird. Die treue, lebenslange Partnerschaft, die Erikson in seinem Phasenmodell noch quasi selbstverständlich voraussetzt, weicht vielfältigen neuen Konzepten und Lebensentwürfen. Dennoch bleibt der Wunsch nach liebender Intimität, nach Treue und Verlässlichkeit bei den meisten Menschen nach wie vor Quelle großer Sehnsucht und tiefer Verletzlichkeit. Partnerschafts- und Ehekonflikte sind heutzutage häufigster Anlass, fachliche Beratung aufzusuchen (vgl. Jellouschek 2005; von Tiedemann 2011; Willi 2012). Die unterschiedlichen Arrangements der Paarberatung und -therapie aufzuzählen, würde hier den Rahmen sprengen. Hinter den vielen Klagen, Depressionen, Sexualstörungen oder psychosomatischen Beschwerden, mit denen es Ehe- oder Sexualberater zu tun haben, verbirgt sich immer wieder ein grundlegendes Gefühl der Enttäuschung und Isolierung. Es mangelt an Intimität im weitesten Sinne, man

kann sich nicht mehr das Gefühl geben, dass der andere der wichtigste Mensch ist. Reine Verhaltens- und Kommunikationsübungen können oft die tieferen emotionalen Blockaden hinter der Paarkrise nicht völlig beheben. Neben einer systemischen Sichtweise in die Eigendynamik der Kollusionen und Streitrituale lässt uns das psychoanalytische Modell die unbewussten Hintergründe der chronischen Konflikte besser verstehen. Häufig ist der geschützte Raum einer Beratung der Ort, wo man neu miteinander ins Gespräch kommt, sich selbst und den Partner anders erlebt, alternative Verhaltensstrategien abzusprechen vermag. Dennoch – im erbiterten Groll hoch strittiger Auseinandersetzungen, wo beide sich wechselseitig in der Rolle des gänzlich bösen Hassobjekts fixieren, geraten auch Mediatoren und Berater mitunter an ihre Grenzen.

Bedürfnisse nach Nähe und Intimität, erotische Fantasien schwingen nicht selten in den Übertragungen von Klienten mit und bestimmen unterschwellig die Dynamik von Berufsgruppen und Teams. Geheime libidinöse Wünsche und Spannungen in der Supervision anzusprechen, ist oft noch schwieriger als die Behandlung aggressiver Themen. Grenzüberschreitungen – man denke an den gerade erst zurückliegenden Missbrauchsskandal in staatlichen und kirchlichen Institutionen – können in psychosozialer oder pädagogischer Arbeit nicht geduldet werden und müssen durch klare arbeitsrechtliche Bestimmungen verhindert werden. Geheime Liebesverhältnisse zwischen Kollegen, mehr noch zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitern, belasten auf Dauer die Teamatmosphäre (vgl. Kernberg 2000). Unter Umständen kann zunächst Einzelsupervision helfen, die Dinge deutlich zu thematisieren und, wenn möglich, für klare Verhältnisse zu sorgen.

### ***Generativität vs. Stagnation***

Der existenzielle Wunsch des Menschen, Sorge zu tragen, sich im Generationenprozess weiterzugeben, wird für Erikson zum entscheidenden Thema des Erwachsenenalters. Er versteht unter Generativität „das Interesse daran, die nächste Generation zu begründen und zu führen“ (1981a, S. 141), im weiteren Sinne überhaupt alle Formen des sozialen, politischen oder religiösen Engagements, der konstruktiven künstlerischen oder wissenschaftlichen Kreativität. Gegenstück ist die Stagnation, das Gefühl, still zu stehen, nichts zu bewirken, leer zu sein, von momentanen Verstimmungszuständen bis hin zu schweren privaten oder beruflichen Krisen im mittleren Erwachsenenalter.

Die Erfahrung, mit Kindern groß zu werden, Herausforderungen und Krisen zusammen zu meistern, im Gespräch Glück und Leid mit ihnen zu teilen, ist eine der wesentlichsten Bestätigungsquellen des erwachsenen Menschen. Kein Lebensabschnitt ist laut Erikson so sehr von der gelungenen Bewältigung der vorausgegangenen Entwicklungsstufen abhängig wie die Elternschaft, kein Stadium kann so sehr durch frühere Defizite und Konflikte beeinträchtigt werden. Oftmals in erschreckender Weise werden Vertreter helfender und heilender Berufe mit der Tatsache konfrontiert, wie sehr das generative Bedürfnis veröden kann, wie massiv Eltern

ihre Kinder mitunter als Schmusekissen, Ersatzpartner, umstrittenen Bundesgenossen oder Objekt eigener narzisstischer Ambitionen missbrauchen. Die Palette von Schwierigkeiten, die Eltern in die Erziehungsberatung führen, ist heutzutage vielfältig – von Schreibabies und rebellierenden Grundschulkindern über magersüchtige Jugendliche bis zu den „Nesthockern“, die sich auch als junge Erwachsene partout nicht aus dem „Hotel Mama“ verabschieden wollen. In der Beratung ist immer zu schauen, ob es sich primär um Entwicklungsprobleme des Kindes handelt, um Hilflosigkeit, Gleichgültigkeit oder Überforderung der Eltern, oder ob die Schwierigkeiten nicht verkappt eine Bedeutung für die Stabilisierung des Familiensystems haben. Wichtig ist, möglichst früh einzugreifen und allen Beteiligten Mut zu anderen Lösungsmustern zu geben. Durch klare Gesprächsregeln, Allparteilichkeit, Einfühlung in jedes Familienmitglied kann im gemeinsamen Gespräch ein von allen Beteiligten als quälend empfundenen Gefühl der Stagnation aufgelockert werden (vgl. Stierlin 1975).

Natürlich erstreckt sich der generative Trieb auf alles, was ein Mensch zeugt, schöpft oder hervorbringt, und manche Krisen des mittleren Erwachsenenalters haben mit dem Gefühl zu tun, privat, beruflich oder ideell auf der Stelle zu treten, während die Lebenszeit immer rascher verrinnt. Gerade narzisstische Persönlichkeiten leiden trotz ungebremster Aktivitäten und scheinbar glänzender Erfolge unter geheimen Gefühlen von Leere, Scham und Vergeblichkeit. Ebenso zeigt sich hinter vielen Depressionen und Burn-Out-Symptomen das „erschöpfte Selbst“ (Ehrenberg 2008)), das den eigenen Ansprüchen und Ambitionen nicht mehr gerecht zu werden glaubt. Auch hier kann Beratung und Supervision Menschen helfen innezuhalten, neue Wege der Lebensgestaltung zu reflektieren und aufzusuchen.

Mangelnde Kreativität, das Versiegen der Produktivität, um sich greifende Verantwortungslosigkeit ist ein ernstes Symptom von Organisationskrisen. Der Supervisor und Organisationsberater muss schauen, ob die Gründe in internen Querelen liegen, ob das Team bzw. der Betrieb überlastet ist oder eine Führungsschwäche des Chefs vorliegt. Gerade Menschen, die im psychosozialen Bereich arbeiten, haben oft ein ausgeprägtes generatives Bedürfnis. Supervision sollte unter anderem darauf achten, dass einzelne Mitarbeiter sich nicht zu sehr überlasten, berufliche Probleme nicht ins Privatleben übernommen werden, der Einzelne sich nicht zu sehr von seinen Fällen involvieren lässt.

### ***Integrität vs. Verzweiflung und Ekel***

Unter Integrität versteht Erikson die gereifte Lebenserfahrung des älteren Menschen, einen Zustand der Gelassenheit und Abgeklärtheit, das Gefühl, den eigenen Lebensweg trotz aller Irrtümer und Enttäuschungen bejahen zu können. Gegenstück sind Erfahrungen von Hoffnungslosigkeit, Trauer, Resignation, eine Verzweiflung, die immer wieder ältere Menschen überfallen kann und in einer Altersdepression chronisch wird.

Natürlich kreist der Einzelne auch in früheren Lebensabschnitten – etwa den Bilanzkrisen des mittleren Erwachsenenalters – um Fragen der Integrität und durchlebt Phasen der Verzweiflung. Aber die Beschäftigung mit dem eigenen Lebensweg, religiöse Fragen, der Umgang mit Verlusterfahrungen ist häufiges Thema in der psychosozialen Arbeit mit älteren Menschen, wo die Beratung mitunter in Sinn Diskussionen übergeht. Als einer der ersten hat Erikson das Alter als eigenen Lebensabschnitt in das Blickfeld moderner Psychologie gerückt und damit wichtige Konzepte vorweggenommen, die betonen, wie wesentlich es ist, das Alter als Herausforderung aktiv zu planen und zu gestalten (vgl. Radebold & Radebold 2009)). Es geht laut Erikson darum, die eigene Endlichkeit zu akzeptieren und dennoch eine „würdevoll generative Funktion“ (1988, S. 81) beizubehalten – z. B. im sozialen oder politischen Handeln, im Engagement für Gemeinden, Senioren- und Altenclubs, in der Sorge um Enkelkinder. Belastet von spannungsvollen oder zerbrechenden Paarbeziehungen der Eltern, in der neu entstehenden Patchwork-Familie an den Rand gedrängt, erleben manche Kinder heutzutage eher die Großeltern als Quelle von Lebenserfahrung, Urvertrauen und Stabilität. So kreisen manche Beratungsgespräche mit älteren Menschen auch um Hoffnungen und Sorgen bezüglich der Enkelkinder. Man fühlt sich an die eigene Kindheit erinnert, überdenkt das eigene Erziehungsverhalten, man möchte ein Stückweit Lebenserfahrung an Enkel weitergeben, ohne die Autorität von deren Eltern zu untergraben.

Andererseits lässt sich nicht verleugnen, dass es im Alter zu erschütternden krankheitsbedingten Persönlichkeitsveränderungen kommen kann – Siechtum, Hilflosigkeit, Demenz, das allmähliche Verlöschen eines vertrauten Menschen. Mehr und mehr konsultieren uns in der Erziehungs- und Familienberatung Eltern, die sich an zwei Fronten – der Umgang mit problematischen Kindern wie mit pflegebedürftigen Großeltern – aufgerieben und überfordert fühlen. Ebenso geht es in der Supervision der Teams von Altenheimen, Pflege- oder Intensivstationen oftmals um die Frage, wie man beim quasi routinemäßigen Betroffensein von letzten existenziellen Fragen für sich selber ein seelisches Gleichgewicht findet, das weder abstumpft noch insgeheim verzweifeln lässt.

### **3 Eriksons Entwicklungsmodell in der Beratung – die Möglichkeit mehrgliedrigen Schauens**

#### ***Der Lebenszyklus als entwicklungspsychologischer Leitfaden***

Während tiefenpsychologische Therapie im Rahmen eines langen Reflexionsprozesses darauf abzielt, die unbewussten infantilen Hintergründe einer Symptomatik oder Lebenskrise aufzuarbeiten, dem Patienten eine allmähliche „Nachreifung“ zu ermöglichen, geht es in den verschiedenen Formen psychosozialer Beratung und Krisenintervention um die relativ rasche Bearbeitung dem Klienten bewusster, meist bedrängender aktueller Probleme und Fragestellungen (vgl. Till 2009). Anders als

der Psychoanalytiker gibt der Berater Antworten und Verhaltensanweisungen, weist hin, ermutigt, weckt gezielt Ressourcen. Dennoch: auch der Ratsuchende wird von unbewussten Impulsen, seiner Biografie, seiner Familiengeschichte gesteuert, begegnet dem Berater mit ganz bestimmten Übertragungserwartungen und löst bei ihm entsprechende Gefühlsregungen aus. Wenn wir die Beweggründe von Klienten richtig verstehen, möglichst hilfreich intervenieren wollen, ist psychoanalytisches Denken nach wie vor unverzichtbar (vgl. Klüwer 1995; Lachauer 1992). Angesichts der Fülle von Informationen, Themen und Eindrücken erweist sich gerade das Acht-Phasen-Modell Eriksons als ein entwicklungspsychologischer Leitfaden, der uns ein „mehrgliedriges Schauen“ ermöglicht. So fragen wir uns zunächst, in welcher Lebensphase sich der Ratsuchende befindet, welche Lebensthemen und Krisen bei ihm normalerweise im Vordergrund stehen, welche kognitiven, sozialen und emotionalen Fähigkeiten man in der entsprechenden Altersstufe voraussetzen darf? Gleichzeitig, je mehr man miteinander ins Gespräch kommt, lassen sich die anderen Phasen der psychosozialen Entwicklung mit erfragen. Wie ist die frühere Entwicklung des Klienten verlaufen, welche Stärken hat er aufgebaut, wo deuten sich Lücken und Schwachstellen an? Ist sein Verhalten, seine Fragestellung altersadäquat? Wo zeigt der Ratsuchende in seinen Verhaltensweisen, Ansprüchen, Fantasien oder Ängsten Fixierungen an frühere Lebensphasen, wo nimmt er in seinen Hoffnungen oder Sorgen spätere Entwicklungsphasen vorweg? Ähnliches gilt für die Arbeit mit Paaren, Familien oder Gruppen. Auf welcher Entwicklungsstufe beispielsweise befindet sich das Paar? Begegnen sich beide auf gleicher Ebene, können sich fair auseinandersetzen, oder tragen sie in fruchtlosen Konflikten Kämpfe früherer Entwicklungsphasen aus? Verhalten sich die einzelnen Familienmitglieder adäquat zu ihrer Altersstufe, bleiben die Generationengrenzen gewahrt, oder verzerren Konflikte, überlastende Delegationen, Familiengeheimnisse, Vermächtnisse die Beziehungen untereinander?

Viele Klienten der Erziehungsberatung suchen zunächst Information und fachliche Stützung. Ängstliche Eltern können beruhigt werden, dass ein zweijähriges Kind nicht „autistisch“ ist, wenn es noch nicht mit Gleichaltrigen zusammenspielt, dass Adoleszente sich ab und zu an Eltern „abarbeiten“ müssen, dass ein Moratorium im jungen Erwachsenenalter nicht unbedingt Zeichen von Weltflucht und Depression sein muss. Eher unvorsichtige Eltern können darauf hingewiesen werden, dass es nicht gut ist, Kinder in den ersten Lebensjahren schon zu lange allein zu lassen bzw. bei Teenagern unbesorgt sexuelle Kontakte zu dulden.

Rasch deuten sich im Verlauf einer längeren Beratung tiefere Themen an. Die Panikattacken einer jungen Studentin beispielsweise haben mit aktuellen Identitätsproblemen der Spätadoleszenz zu tun, die Eingewöhnung in eine neue Umgebung, der Druck der elterlichen Erwartungen, Schwierigkeiten mit ihrem Freund. Gleichzeitig werden (zum Teil unbewusste) Themen der vorangegangenen Entwicklung angerührt, ödipale Konflikte, die Angst, der Konkurrenzsituation nicht gewachsen zu sein, geheime Schuldgefühle, die eigene Mutter womöglich zu übertreffen, Selbst-

zweifel bezüglich der eigenen Fähigkeiten, Scham, dass sie auf einmal derart die Kontrolle über sich verliert, schließlich ein grundlegendes Misstrauen, ob der gewählte Studiengang überhaupt den eigenen Wünschen entspricht. Die Schwierigkeiten eines jungen Paares nach dem Zusammenziehen in eine gemeinsame Wohnung hängen mit der Eingewöhnungsphase der Partnerschaft zusammen, dem konflikthafte Aufeinanderabstimmen unterschiedlicher Bedürfnisse, Lebensgewohnheiten und Rituale. Aber es zeigt sich, dass der junge Mann weiter adoleszente Themen ausleben möchte, seine Autonomie eingeschränkt sieht, unter Umständen noch stark mütterfixiert ist, während die junge Frau schon mit dem generativen Kinderwunsch beschäftigt ist und sich durch das Verhalten ihres Partners gekränkt fühlt.

### *Der Lebenszyklus als diagnostisches Instrument*

Neben einer entwicklungspsychologischen Orientierung bietet Eriksons Modell immer wieder die Möglichkeit, im Beratungsvorgang innezuhalten, im Hinterkopf das eigene Erleben, aufgeworfene Fragen, diagnostische Hypothesen zu hinterfragen. Verfügt der Klient über genügend Urvertrauen und Autonomie, kann er sich einlassen, einen Standpunkt vertreten, nein sagen? Wirkt seine Initiative echt, oder verbergen sich hinter nervöser Angespanntheit frühe Ängste und Misstrauenshaltungen? Sind die Identitätsvorstellungen des jungen Erwachsenen klar oder diffus, spürt man bei Eltern generative Sorge oder erscheinen sie selber noch frühkindlich bedürftig? Immer wieder lassen sich bei Einzelklienten, Paaren oder Familiensystemen typische Kombinationen und Variationen der Erikson'schen Entwicklungsthemen beobachten: die in ihrem Identitätsgefühl labile Frau, die leicht, wenn sie sich von einem Mann nicht ausreichend beachtet fühlt, in ein Gefühl ödipalen Ausgeschlossenenseins regrediert und momentweise eine Stimmung schmerzhaften Misstrauens („Die anderen stechen mich aus, ich bin überhaupt nichts wert!“); der seine absolute Autonomie betonende, vor Initiative sprühende, seine glänzende Identität und weise Integrität hervorkehrende narzisstische Mann und die ängstlich-schamerfüllte, ihren Fähigkeiten misstrauende Partnerin; das entfremdete, in der Intimität und Generativität stagnierende Elternpaar und das altkluge bzw. schuld-bewusste Kind, das ungesunde Intimität als Ersatzpartner eines Elternteils leben bzw. in überfordernder Weise generative Verantwortung für jüngere Geschwister übernehmen muss.

Stets muss der Berater sich fragen, wo sich seine Klienten momentan befinden, welche Form von Intervention in diesem gegebenen Augenblick hilfreich ist, vor allem auch, wie es um die emotionale Beziehung zwischen ihm und den Ratsuchenden beschaffen ist. Bereits zum Erstkontakt kommen Menschen mit ganz unterschiedlichen Gefühlen und Erwartungen, und bei längerem Gesprächsverlauf ergeben sich vielfältige positive und negative Übertragungs-Gegenübertragungskonstellationen (vgl. Thomä 1984). Eine „milde positive Übertragung“ – der Berater als warmherzige Eltern- oder erfahrene ältere Geschwisterfigur – ist günstig für die weiteren Kontakte. Bei Klienten auf eher neurotischem Strukturniveau können

ödipale Fantasien der dritten Entwicklungsphase belebt werden, verkappt idealisierende Tendenzen oder libidinöse Wünsche, die aber eher diskret bleiben. Klienten auf Borderline-Niveau verfallen leicht in stürmische Übertragungen auf frühem Entwicklungsniveau. Typisch ist, dass der Berater als erste und einzige Person hingestellt wird, der einen „richtig versteht“ und den man unter Umständen über alle Maße als „nur gute“ Mutter beanspruchen möchte. Enttäuscht er in diesen Erwartungen, kippt die Übertragung leicht um in ätzendes Misstrauen und eine trotzig-paranoide Behauptung der eigenen Autonomie, was oft rasch zum Gesprächsabbruch führt (vgl. Kernberg 1983, 1991).

Auch für den Berater ist wichtig zu erkunden, welche Gegenübertragungsgefühle bei ihm ausgelöst werden und was dies mit seiner eigenen psychosozialen Entwicklung zu tun hat. Entwickelt er in der Paarberatung aufgrund ungelöster ödipaler Probleme oder geheimer narzisstischer Bedürftigkeit Mitgefühl für die Ehefrau, fantasiert sich insgeheim als besseren Partner und verlässt die neutrale Position; identifiziert er sich aufgrund eigener Autonomie- und Autoritätskonflikte übermäßig mit einem Jugendlichen und forciert unterschwellig dessen rebellische Impulse; oder macht er ein zurückgewiesenes Kind quasi zum Adoptivkind und stillt dadurch eigene generative Bedürfnisse?

### ***Möglichkeiten und Grenzen der Beratung***

Die Motive und Erwartungen, die Menschen psychosoziale Hilfe in Anspruch nehmen lassen, sind heutzutage so vielfältig wie die Beratungsangebote selber. Es gibt keine verbindlichen Standards, etwa, was die Länge und Intensität der Beratung angeht oder den fachlichen Hintergrund (psychoanalytisch, systemisch, verhaltenstherapeutisch etc.). Auch hier kann uns das Erikson'sche Modell hilfreich werden, beispielsweise bei der Festlegung des Settings (Einzelberatung, Einbeziehung der Familie, erweiterte Helferkonferenz), bei Fragen von Diagnose, Prognose und möglicher Weiterverweisung. Oftmals verspürt man als Berater das Dilemma, ob man es bei einem einfachen Rat belassen oder tiefere persönliche Themen ansprechen soll. Man kann beispielsweise Eltern nahe legen, ihr Kind spätestens im Grundschulalter darüber aufzuklären, dass es adoptiert worden ist und das genaue Procedere durchspielen. Man kann aber auch mitschwingende Gefühle ansprechen, geheime generative Trauer oder Insuffizienzgefühle, dass man kein eigenes Kind bekommen konnte, Ängste, das adoptierte Kind könne aufgrund „problematischer Gene“ aus dem Ruder laufen, Ängste vor Konkurrenz der leiblichen Eltern etc. Unter Umständen erweitert sich dann die Beratung auf biografische und paardynamische Themen, und der Übergang zur Therapie wird fließend.

Die Anforderungen an Beratungsstellen sind in den letzten Jahren immer vielfältiger und komplexer geworden. Mehr und mehr konsultieren uns „Multi-Problem-Familien“, in denen sich die verschiedensten Anliegen, Symptome und Nöte – Schulabbruch, Arbeitslosigkeit, Sucht, Gewalt, sexueller Missbrauch – in verwirrender Form bündeln. Ebenso nutzen zunehmend Menschen mit schweren Per-

sönlichkeitsstörungen, mit Identitäts- oder Suchtproblemen, suizidalen oder psychotischen Tendenzen Beratungsstellen zumindest als erste Anlaufstation. Sicher kann hier keine psychiatrische Notfallaufnahme betrieben werden. Aber angesichts oft chaotisch und bedrängend vorgetragener Probleme helfen uns die Vorstellungen Eriksons, aufgelöste und hilflose Menschen zumindest zu stabilisieren, Misstrauen und Scham abzubauen, klar und strukturiert auf die Klienten einzugehen, professionell die Weichen zu stellen, d. h. deutlich zu deklarieren, was die Beratungsstelle zu leisten vermag, an welche Therapeuten und Fachdienste weiter verwiesen werden kann (vgl. Till 2009).

Viele Menschen sind es heutzutage kaum mehr gewohnt, in einem geschützten Raum von einem verständnisvollen Fachmann ernst genommen zu werden. Eine gründliche Beratung – sofern sie rechtzeitig ansetzt – ist ein unverzichtbares Angebot im psychosozialen Netzwerk und kann in vielen Fällen eine spätere aufwendige Therapie ersparen helfen. So vermag eine Beratung von Eltern, die bemüht sind, sich möglichst fair zu trennen, oftmals mit wenigen Terminen unheilvolle Entwicklungen zu verhindern. So tragen vertrauensvolle Familiengespräche dazu bei, bislang tabuisierte Themen anzusprechen und erstarrte Frontstellungen aufzulockern. Die Rebellion eines Pubertierenden entzündet sich beispielsweise regelmäßig an der zwanghaften „Basta-Haltung“ des Vaters. Beide verstricken sich immer wieder in frühkindliche Autonomie-Kämpfe und haben grundlegendes Vertrauen zueinander verloren. Die Beratung deckt auf, wie viele verschüttete Bedürfnisse nach Nähe es zwischen Vater und Sohn gibt, wie stark sich gleichzeitig jeder von Partnerin bzw. Mutter im Stich gelassen fühlt. Aber auch ältere Schwester und Mutter können erstmals darüber klagen, dass sie sich verletzend gegenüber dem „Sorgenkind“ zurückgesetzt bzw. in ihrem Engagement für die Familie unverstanden fühlen. Schließlich wird beiden Eltern deutlich, wie sehr eigene Bedürfnisse nach Nähe, Vertrauen, Anerkennung und Identität in der eigenen Kindheit missachtet worden sind. Hinter den Erziehungsschwierigkeiten und verkappten Paarproblemen zeigen sich offene Rechnungen mit den Herkunftsfamilien, die in die gegenwärtigen Beziehungen hineinprojiziert werden. In der Tat geht es häufig in der Familienberatung darum, „verrückte“ Konstellationen – die Eltern noch als „Kinder“ der Großeltern, die Kinder als Vertraute oder „Therapeuten“ der Eltern – zu entflechten, die Lebenszyklen aller Beteiligten altersadäquat neu zu ordnen. Meist ist dann auch ein Setting-Wechsel ratsam: Die Adoleszenten erhalten Einzelgespräche, um Identitäts-, Intimitäts- und Ablösungsthemen ohne Beisein der Eltern zu behandeln, den Eltern wird eine Paarberatung empfohlen.

## **4 Eriksons Modell als Leitfaden in der Supervision**

### ***Erikson als Gruppendynamiker?***

Wenngleich Erikson keinen eigenen Ansatz psychoanalytischer Gruppentherapie entwickelt hat wie beispielsweise Bion (2001) oder Foulkes (1992), lassen sich seine

Konzepte im Prinzip ausgesprochen fruchtbar auf Entwicklung, Struktur und Dynamik von Klein- und Großgruppen übertragen. So könnte man die Komponenten des Lebenszyklus als unterschwellige Themen – vergleichbar etwa zu Bions „Grundannahmen“ – auffassen, die in der Atmosphäre der Gesamtgruppe wie im Erleben jedes einzelnen ständig mitschwingen. Ursprünglich sucht man in der Gruppe Schutz, Geborgenheit, Urvertrauen, möchte seine Autonomie behaupten, Initiative und Werksinn entwickeln, Identität in der Gemeinschaft finden und sich generativ einbringen. Wo die „wechselseitige Regulation“ (Erikson 1981a, 1982a,b) der Teilnehmer untereinander gelingt, entstehen „Tugenden“ (ebd.), die wiederum den Gruppenprozess und jeden einzelnen beleben. Aus den unvermeidlichen Konflikten um Autorität, Status, Macht oder Intimität resultieren Misstrauen, Scham oder Schuld, die in „dysthonen Leidenschaften“ (Erikson 1982b) wie Wut, Hass, Eifersucht, Neid, Destruktion etc. potentiell gruppenzerstörend wirken. Ursprünglich, so Erikson, zielt Gemeinschaftsbildung darauf ab, Tugenden möglichst zu fördern und negative Leidenschaften zu minimieren bzw. nach außen zu projizieren. Gerät eine Gruppe zu sehr in die Krise, sucht sie sich oftmals durch totalistische Spaltungen zwischen vertraut und unvertraut, gut und böse, Freund und Feind zu stabilisieren. „Angesichts einer bestimmten, willkürlichen Grenzziehung darf nichts, was hereingehört, draußen gelassen werden, nichts, was draußen sein soll, kann innen geduldet werden“ (Erikson 1981a, S. 80). Man solidarisiert sich in der „paranoid-schizoiden Position“ (Klein 1989) entweder gegen einen äußeren Gegner, zerfällt untereinander in feindselige Fraktionen oder verfolgt unduldsam Außen-seiter in den eigenen Reihen.

Auf die Dynamik von Teams übertragen, erlauben diese Überlegungen dem Supervisor eine Grundorientierung bezüglich der Atmosphäre der Gruppe und der Gestimmtheit jedes einzelnen. Herrschen ausreichend Vertrauen, Solidarität, gemeinschaftliche Identität, so dass genügend Elan bei der gemeinsamen Aufgabebewältigung freigesetzt wird? Oder ist das Klima durch Rivalität, unklare Autoritätsverhältnisse, Machtkämpfe und Eifersucht belastet, überwiegen Misstrauen, Scham, Schuld- und Minderwertigkeitsgefühle, so dass persönliche Themen kaum in der Supervision angesprochen werden? Natürlich sind die Anforderungsprofile und Erwartungen an Supervisoren höchst unterschiedlich. Arbeitet man in der Hauptsache mit Betrieben oder Wirtschaftsunternehmen zusammen, stehen „rationale“ Fragen von Führungskompetenz, Organisationsstruktur, Hierarchie und Aufgabendelegation im Vordergrund. In der Sprache Eriksons: es geht darum, Autonomie, Initiative, Werksinn, Generativität des einzelnen möglichst optimal zu steuern, um im Sinne der „corporate identity“ ein Höchstmaß an Effizienz zu erzielen. Emotionale Bedürfnisse nach Vertrauen, Gespräch, Fürsorglichkeit werden zwar mehr und mehr im Sinne eines guten „team-spirit“ berücksichtigt. Sie dürfen aber – so die unterschwellige Erwartung an den Supervisor – nicht zu konflikthaft ausgetragen werden, nicht zu sehr Misstrauen und Feindseligkeit auslösen und die gemeinsame Aufgabenstellung gefährden.

Teams im psychosozialen Bereich erleben den immer größer werdenden ökonomischen Druck, Fragen von Qualitätsmanagement und Controlling mitunter eher als störend oder gar kränkend („Beratungsstellen produzieren doch keine Mercedes!“). Grunderwartung an den Supervisor ist eine gründliche Reflexion der Fallarbeit und der dabei aufgeworfenen Probleme. Freilich darf die Supervision nicht in eine Selbsterfahrungsgruppe hineinmünden, wo die Aufarbeitung von Team-Themen irgendwann zum Selbstzweck wird. Nicht jeder Supervisor passt zu jedem Team und umgekehrt. Es ist wichtig, dass der Supervisor beim Vorstellungsgespräch seine fachliche Identität sehr deutlich präsentiert, seine Arbeitsauffassung, seine Methoden, seine Kompetenzen und Grenzen. Ebenso deutlich muss das Team seine Ansprüche und Erwartungen artikulieren, müssen klare Kontrakte abgeschlossen werden, damit es nicht zu Missverständnissen und Enttäuschungen kommt. Grundsätzlich beispielsweise sollte vor Beginn geklärt sein, ob es in erster Linie um Fallbesprechung geht oder die Teamsupervision im Vordergrund steht (vgl. Haubl, Heltzel & Barthel-Rösing 2005).

Bei der Fallbesprechung lässt sich das Erikson'sche Modell wiederum mehrgliedrig anwenden: welche Grundthemen des Lebenszyklus werden im Fallbeispiel in der Hauptsache angesprochen? Wo zeigen sich beim Fallvortragenden Ressourcen, Kompetenzen, aber auch Unsicherheiten, Ambivalenzen, blinde Flecken? Und welche Stimmungen werden dadurch bei einzelnen Teammitgliedern wie im Gesamtteam ausgelöst? Berichtet eine Mitarbeiterin über das distanzlose, anklammernd-fordernde Verhalten einer jungen Frau, so muss das Vertrauensproblem der Klientin, deren Abhängigkeits-Autonomie-Konflikt, die besitzergreifenden Übertragungswünsche bearbeitet werden mit entsprechenden Lösungs- und Interventionsvorschlägen. Gleichzeitig zeigt die Verunsicherung der Fallvortragenden, dass sie sich offenbar nur schwer von symbiotischen Wünschen abgrenzen kann, unterschwellig vielleicht selber noch in familiären Loyalitätskonflikten befangen ist. In den unterschiedlich einfühlerischen oder gereizten Reaktionen der Kollegen wiederum offenbart sich das Thema Nähe und Distanz im Team.

Wichtig ist, dass der Supervisor aufmerksam auf die bei ihm ausgelösten Gegenübertragungsgefühle achtet, um zu einer richtigen Einschätzung und Intervention zu gelangen. Eine langatmige, umständliche Falldarstellung macht ihn womöglich innerlich ungehalten und gereizt, was wiederum den Vortragenden verunsichert bzw. die Anspannung der Gruppe steigen lässt. Spürt der Supervisor Unsicherheit und Ratlosigkeit, so kann dies mit einer momentanen Identitätsverwirrung des Teams zu tun haben, vielleicht auch seine unbewusste Reaktion auf unterschwellige Gefühle von Neid und Feindseligkeit der Gruppe widerspiegeln. Wichtig ist, dass der Supervisor seine eigene Lebensgeschichte, seine Stärken und Schwächen kennt und etwaige Spannungen nicht auf das Team zurück projiziert (vgl. Blarer 1994).

Werden jenseits der Fallbesprechung Team-Themen bearbeitet, so ist vor allem von Bedeutung, welche Personen, Alters- und Berufsgruppen zusammenarbeiten. Aus Generationengegensätzen, unterschiedlicher Behandlung der Geschlechter, un-

terschiedlicher Bezahlung ergeben sich Spannungen, die momentan oder längerfristig in Spaltungen umschlagen können – Männer gegen Frauen, Ältere gegen Jüngere, Psychologen gegen Sozialarbeiter, Fachkräfte gegen Verwaltungskräfte, Team gegen Leiter etc. Weiter ist für den Supervisor interessant, welche Rollen einzelne Mitarbeiter verkörpern und welche Bedeutung dies für die Teamdynamik hat. Wird die Friedensstifterin zur Garantin von Vertrauen und Harmonie, verdrängt aber ihre aggressiven Anteile, ihre Autonomie- und Initiativewünsche? Hat der misstrauische Nörgler ein ödipales Konkurrenzproblem mit dem Leiter und muss geheime Schamgefühle überkompensieren, oder ist seine Kritik berechtigt als Gegengewicht gegen eine pseudo-harmonische Stimmung im Team? Wirkt der, seine besonderen Kenntnisse und fachliche Integrität herausstreichende „Spezialist“ eher bereichernd oder einschüchternd auf seine Kollegen?

Manche Eigentümlichkeiten eines Teams ergeben sich aus der gemeinsamen Geschichte. Teams im psychosozialen Bereich arbeiten mitunter über längere Zeiträume zusammen als andere Berufsgruppen. Dadurch können leicht familienähnliche Beziehungen entstehen. Man hat ein gewisses Maß an Nähe und Distanz etabliert, seine Identität im Team einigermaßen gefunden, Konflikte um Selbstbehauptung, Rivalität, Macht „eingefroren“. Neue Mitglieder können hier einer Stagnation vorbeugen, unter Umständen aber auch als „Eindringlinge“ Misstrauen hervorrufen. Weiter bedeutsam für den Supervisor ist die Frage, ob die Arbeitsverhältnisse, Strukturen, und Aufgabendelegationen sinnvoll geregelt sind, jeder eine eindeutige Position in der kollektiven Identität einnimmt, oder ob unklare Erwartungen die Konflikthaftigkeit im Team erhöhen. Zu Recht oder zu Unrecht wird Teamspannung oftmals am Leiter festgemacht, und die Frage ist wesentlich, wie dessen Stellung ist, wie groß die Loyalität ihm gegenüber? Strahlt er Identität und Integrität aus, versteht er es, die emotionalen Bedürfnisse seiner Mitarbeiter ernst zu nehmen, oder geht es ihm eher um die Befriedigung narzisstischer Bedürfnisse? Chefs vom Typ „netter Mensch“ fördern ein Klima von Warmherzigkeit und Vertrauen, drücken sich andererseits vor klaren Stellungnahmen und machen wichtige Entscheidungen zum Konflikt ihrer Untergebenen. Zu autoritäre Chefs wecken die Kindheitsängste ihrer Untergebenen und hemmen Originalität und Kreativität (vgl. Kernberg 2000).

Bei diesen wie bei vielen anderen Fragen kommt es auf Einfühlungsvermögen und Standfestigkeit des Supervisors an. Wirkt er zu rasch beruhigend, lösungsorientiert, weicht er unter Umständen dem tieferen Konfliktpotential aus. Agiert er zu sehr von oben herab als „Experte“, ruft dies unterschwellig Minderwertigkeitsgefühle, Scham oder Ärger hervor; lässt er sich zu sehr emotional berühren, verliert er leicht die notwendige fachliche Distanz.

## Fazit und Ausblick

Dieser Aufsatz hat einige Grundideen vermittelt, wie fruchtbar man die Konzepte Eriksons auf dem immer vielfältigeren Gebiet der Beratung und Supervision nutzen kann. Es handelt sich um Denkanstöße, und beim Schreiben dieses Aufsatzes ist mir einmal mehr deutlich geworden, dass Erikson – selbst nach langjähriger Beschäftigung mit seinem Werk – immer wieder neu zu inspirieren vermag. Manches, was ich in diesem Beitrag nur andeuten konnte, ließe sich weiter denken – z. B. der Entwurf eines neuen psychoanalytischen Gruppenmodells, das, im Gegensatz etwa zu dem arg pathologisierenden Konzept Bions, eher die positiven Ressourcen und Wachstumsmöglichkeiten einer Gruppe betont. Erikson ist nach wie vor ein „Klassiker“ der Psychoanalyse, und seine Beiträge vorschnell als „veraltet“ abzutun, wäre töricht.

## Literatur

- Balint, M./Ornstein, P./Balint, E. (1972): Fokalthherapie. Frankfurt a. M.  
 Baumann, Z. (1999): Unbehagen in der Postmoderne. Hamburg.  
 Blarer, A. von (1994): Gegenübertragung in der psychoanalytischen Supervision. *Psyche – Z Psychoanal*, 42, 849-873.  
 Bion, W. (2001): Erfahrungen in Gruppen und andere Schriften. Stuttgart.  
 Bohleber, W. (1996): Adoleszenz und Identität. Stuttgart.  
 Conzen, P. (1996): Erik H. Erikson. Leben und Werk. Stuttgart.  
 Conzen, P. (2010): Erik H. Erikson. Grundpositionen seines Werkes. Stuttgart.  
 Conzen, P. (2010): Erik H. Erikson. Pionier der psychoanalytischen Identitätstheorie. *Forum der Psychoanalyse* Band 26, Heft 4, 389-411.  
 Ehrenberg, A. (2008): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt a. M.  
 Erikson, E. H. (1966): Einsicht und Verantwortung. Zur Rolle des Ethischen in der Psychoanalyse. Stuttgart.  
 Erikson, E. H. (1978): Kinderspiel und politische Phantasie. Stufen in der Ritualisierung der Realität. Frankfurt a. M.  
 Erikson, E. H. (1981a): Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Berlin.  
 Erikson, E. H. (1981b): Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze, 7. Aufl. Frankfurt a. M.  
 Erikson, E. H. (1982a): Kindheit und Gesellschaft, 8. Aufl. Stuttgart.  
 Erikson, E. H. (1982b): Lebensgeschichte und historischer Augenblick. Frankfurt a. M.  
 Foulkes, S. H. (1992): Gruppenanalytische Psychotherapie. München.  
 Haubl, R./Heltzel, R./Barthel-Rösing, M. (Hg.) (2005): Gruppenanalytische Supervisions- und Organisationsberatung. Gießen.  
 Hauber, K. (1995): Identitätspsychologie. Berlin/Heidelberg/New York.  
 Hilgers, M. (1997): Schamkonflikte bei der stationären Psychotherapie. *Psyche – Z Psychoanal*, 51, S. 1161-1183.  
 Jellouschek, H. (2005): Die Paartherapie. Eine praktische Orientierung. Stuttgart.  
 Kernberg, O. F. (1983): Borderline-Störungen und pathologischer Narzissmus. Frankfurt a. M.  
 Kernberg, O. F. (1991): Schwere Persönlichkeitsstörungen. Stuttgart.

- Kernberg, O. F. (2000): *Ideologie, Konflikt und Führung. Psychoanalyse von Gruppenprozessen und Persönlichkeitsstruktur*. Stuttgart.
- Keupp, H. (1999): *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek.
- Klein, M. (1989): *Das Seelenleben des Kleinkindes*. Stuttgart.
- Klüwer, R. (1995): *Studien zur Fokalthherapie*. Frankfurt a. M.
- Krappmann, L. (1998): Die Identitätsproblematik nach Erikson aus einer interaktionistischen Sicht. In: Keupp, H./Höfer, R (Hg.) *Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung*. Frankfurt a. M., 66-92.
- Lachauer, R. (1992): *Der Fokus in der Psychotherapie*. München.
- Noack, J. (2005): *Erik H. Eriksons Identitätstheorie*. Oberhausen.
- Radebold, H./Radebold, H. (2009) *Älterwerden will gelernt sein*. Stuttgart.
- Rosa, H. (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt a. M.
- Schüttauf, K. (2008): Die zwei Gesichter der Scham. *Psyche – Z Psychoanal*, 62, 840-865.
- Sennett, R. (2000): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin.
- Stierlin, H. (1975): *Eltern und Kinder im Prozess der Ablösung*. Frankfurt a. M.
- Tiedemann, F. von (2011): *Das Geheimnis dauerhaften Glücks. Leitsterne für Paare*. Stuttgart.
- Till, W. (2009): Psychoanalytische Aspekte in der Krisenintervention. *Psyche – Z Psychoanal* 63. S. 773-793.
- Thomä, H. (1984): Der Beitrag des Psychoanalytikers zur Übertragung. *Psyche – Z Psychoanal*, 38, 29-62.
- Volkan, V. (1999): *Das Versagen der Diplomatie. Zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte*. Gießen.
- Willi, J. (2012): *Die Zweierbeziehung*. Rowohlt.

Anschrift des Verfassers:

*Dr. Peter Conzen, Burgblick 18, 53177 Bonn,*

*Elisabeth Rohr*

## **Verstehen und Verstricken – Ethnopschoanalytische Methode und Supervision**

### **Zusammenfassung**

Anhand einer persönlichen Erfahrung aus Costa Rica wird eine erste Annäherung an ethnopschoanalytische Verstehensmodi beschrieben, um dann in Anlehnung an Devereux wesentliche Elemente ethnopschoanalytischer Theorie und Praxis zu erläutern. Im Mittelpunkt stehen dabei Devereuxs Ausführungen zur Bedeutung der Gegenübertragung in einem fremdkulturellen Kontext, die ergänzt werden durch Nadigs Konzeption kultureller Übertragung und Gegenübertragung. Auf der Grundlage dieser theoretischen Überlegungen zur Ethnopschoanalyse, wird schließlich ein Fallbeispiel aus einem universitären Supervisionsseminar geschildert, das von den Erfahrungen einer Praktikantin in einem afrikanischen Heim handelt und deutlich kulturelle Gegenübertragungen zum Ausdruck brachte und damit einen Zugang zu unbewussten Dimensionen des Falles eröffnete.

### **Vorbemerkung**

An den Anfang meiner Überlegungen möchte ich eine eher literarische Schilderung eines Erlebnisses stellen, das – so hoffe ich – eine erste, noch vorwissenschaftliche und theoretisch nicht fokussierte Ahnung davon vermittelt, was Ethnopschoanalyse ist und worauf eine ethnopschoanalytische Methode des Verstehens ausgerichtet ist. Erst in den anschließenden Passagen werden dann theoretische Überlegungen und Ausführungen das Thema stärker ausleuchten.

### **In Costa Rica**

Im März dieses Jahres (2012) war ich zu einer Vortragsreise an die Universität von Costa Rica eingeladen. Costa Rica kannte ich noch nicht, aber bereits auf dem Flughafen ließen sich die Unterschiede zu anderen und mir vertrauten lateinamerikanischen Ländern wie Guatemala, Ecuador oder Peru sofort erkennen: Die Menschen waren auffallend hellhäutig, gut gekleidet und gut genährt, so dass sich der in der Literatur beschriebene Eindruck sofort bestätigte: Costa Rica gilt als eines der politisch stabilsten und sichersten Länder Lateinamerikas, ohne chronifizierte Armut und Gewalt und ohne soziale Repression und Polarisierung, die kennzeichnend sind für viele andere Länder des Kontinents (vgl. UN 2007).

Von daher war es auch gefahrlos möglich, alleine am Wochenende an den Pazifik zu fahren. Eine Freundin hatte mir ein kleines, von einer Französin geleitetes Hotel empfohlen, unmittelbar am Pazifik-Strand und abseits von allen Touristenströmen gelegen. Nur zwei Stunden dauerte die Fahrt von San José nach Parrita und zum Playa Palo Seco am nächsten Morgen und dann war ich in einer anderen Welt:

Mit Palmwedeln gedeckte Hütten boten luxuriös ausgestattete Zimmer für einige, wenige Touristen, jedes Zimmer mit eigener Terrasse und Blick auf einen tropisch bewachsenen Garten voller Bougainvilla- und Hibiskussträucher. Am ersten Morgen saß ein kleiner Iguana neben meiner Terrasse und sonnte sich auf einem großen, runden Stein, schaute mich neugierig an und nickte eifrig mit dem Kopf, wenn ich mit ihm sprach, so als würde ihm meine Stimme gefallen. Zwischen den Bananen-, Mango- und Avocado-Bäumen flogen Colibris hin und her, während schwarze Vögel sich am Pool niederließen und laut zirpend ein Bad im kühlen Nass einnahmen. Es war die Idylle pur, ein tropisches Paradies, das zum Träumen und zum Ausruhen einlud.

Diese Idylle dauerte jedoch nur einen Tag und eine Nacht. Denn während der zweiten Nacht wurde ich gegen drei Uhr morgens von einem anhaltend, lauten, krachenden Geräusch aus dem Schlaf gerissen. Das Krachen, begleitet von dumpfen Geräuschen, die meine Hütte erbeben ließen, war sehr nah und draußen knisterte es unmittelbar vor meinem Fenster, Vögel kreischten, Hunde bellten. Ich horchte, in Panik erstarrt, verstört und verängstigt, konnte jedoch in der Dunkelheit weder im Zimmer, noch draußen irgendetwas wahrnehmen. Dieser anhaltend, laute Krach schien gleichzeitig auf dem Dach meiner Hütte und unmittelbar nebenan zu sein, gleich vor meinem Fenster, im Garten, vor der Terrasse. Was geschah da draußen? War da jemand? Was war das, ein Bombeneinschlag? Ein Kanonengeräusch? Schüsse? Trampelten dort gerade Menschen im Garten herum? Meine Gedanken, aus tiefem Schlaf gerissen, rasten wild durch meinen Kopf. Ich dachte kurz daran, im Haupthaus anzurufen, konnte mich aber an die Telefonnummer nicht erinnern. Zitternd stand ich mitten im Zimmer, unfähig einen klaren Gedanken zu fassen. Sollte ich Pass und Geld aus dem Safe nehmen, oder lieber alles dort liegen lassen, oder alles irgendwo verstecken? Aber was war überhaupt der Code des Safes? Ich konnte mich partout nicht mehr daran erinnern. Vielleicht wäre es auch besser angesichts der Gefahr entführt zu werden, sich zumindest anzukleiden? Ich tastete mich blindlings durch das Zimmer. Irgendwann fand ich einige Teile und zog sie mir hastig über, stieß endlich auf meine Brille und überlegte dann, ob ich vielleicht vorsichtig den Vorhang vor dem Fenster wegschieben sollte, um zu schauen, wo die, wahrscheinlich wie ‚subcomandante‘ Marcos<sup>1</sup> maskierten und vermutlich

<sup>1</sup> Subcomandante Marcos ist das Pseudonym eines mexikanischen Revolutionärs und Autors, der über seine Internet-Präsenz globale Aufmerksamkeit erregte. Er bezeichnet sich selbst als das Sprachrohr der EZLN (Zapatistische Armee der Nationalen Befreiung). Über seine wahre Identität gibt es nur Spekulationen. Anlässlich des Inkrafttretens des Freihandelsabkommens zwischen den USA, Mexiko und Kanada am 1. Januar 1994 besetzten Indio-Guerilleros der EZLN fünf mexikanische Bezirkshauptstädte. Als Subcomandante Insurgente Marcos wandte er sich zum ersten Mal an die

schwer bewaffneten Männer schon durch die Bougainvilla geradewegs auf meine Hütte zu stapfen.

Waren es die berüchtigten Maras, jugendkriminelle Banden, aus Honduras oder El Salvador, die uns auf das Brutalste überfallen und verschleppen würden? War die Guerilla in das Hotel eingedrungen, oder kriminelle Drogen-Banden, die kamen, um uns wohlhabende Touristen zu entführen und auszurauben? Bilder voller Gewalt jagten durch meinen Kopf. Was nur war zu tun? Vorsicht war jedenfalls angesagt und so wagte ich kaum durch einen Spalt der Gardine nach draußen in den nachtschwarzen Garten zu schauen. Es war nichts zu sehen, nichts bewegte sich, nur schräg gegenüber auf der Terrasse, stand reglos eine Gestalt und rauchte. Auch die Vögel hatten aufgehört zu schreien und außer einem entfernten Bellen der Hunde war nichts mehr zu hören. Es herrschte absolute Stille, kein Blatt bewegte sich. Mir schien es wie die Stille vor dem Sturm. Nach geraumer Zeit zog ich mich angekleidet ins Bett zurück und entschied abzuwarten.

Nach Stunden des angespannten Wachens kam dann endlich das Licht der Morgensonne und ich machte mich sofort auf ins Restaurant und fragte den Kellner, was denn letzte Nacht passiert sei. Da sei doch ein so enormer Krach gewesen. Er schaute mich leicht verwundert an, nein, er hatte nichts gehört, aber gerne fragt er in der Küche nach. Die anderen Gäste hatten meine Frage gehört und schauten leicht verunsichert in meine Richtung. Doch niemand äußerte sich. Der Kellner kam zurück, nein, niemand hatte etwas gehört oder gesehen. Ja, diese Latinos, dachte ich, die schlafen selbst bei einem Bombenangriff durch.

Verunsichert machte ich mich auf den Weg zurück zu meiner Hütte. Hatte ich das vielleicht alles nur geträumt? War das alles bloße Fantasie gewesen? Ich begann an meiner Wahrnehmung zu zweifeln! Gedankenverloren setzte ich mich auf meine Terrasse und schaute nach dem kleinen Iguana, der mir am ersten Morgen Gesellschaft geleistet hatte. Doch seltsam, da war kein Iguana und stattdessen, sehr viel an großen, grünen breitgefächerten Blättern, die mir zuvor noch gar nicht aufgefallen waren. Hatte ich gestern gar nicht richtig hingeschaut? All diese Pflanzen und Blätter waren doch gestern Nachmittag noch gar nicht da gewesen? Voller Verwunderung stand ich auf, ging um meine Terrasse herum und stand plötzlich vor einer undurchdringlichen Wand voller grüner Blätter und Zweige, die sich seitlich neben dem Fenster meiner Hütte türmten. Darunter war der Boden förmlich übersät mit riesigen Mengen kleiner und großer, goldgelb leuchtender Mangos. Mitten drin stand ein hoher, mächtiger Baum und ich musste meinen Kopf in den Nacken legen, um die Krone in den Blick zu nehmen und dann sah ich es: Ein riesiger Ast war, unter der Last seiner Früchte, donnernd auf das Dach meiner Hütte gekracht. Ein zersplitterter und der Länge nach aufgerissener Stumpf ragte am Stamm wie

Medien. In ironischen, mit spanischsprachiger oder französischer Lyrik durchsetzten Artikeln verbindet sich die Verteidigung der Maya-Kultur, der Kampf um die mexikanischen Bürgerrechte und radikale postsozialistische Kritik der neoliberalen Globalisierung (vgl. Klein 2002).



eine offene Wunde in den Himmel. Darüber, im tief dunklen Grün der Blätter, hingen unzählige kleine grüne und größere, goldgelbe Mangos.

Das Geheimnis war gelöst. Was aber hat dieses Erlebnis mit Ethnopschoanalyse zu tun? Dazu zunächst eine kurze psychoanalytische Betrachtung, um dann anschließend die Besonderheit des ethnopschoanalytischen Ansatzes herauszuarbeiten.

### Psychoanalytische Aspekte

Aus psychoanalytischer Perspektive betrachtet fällt als erstes die Angst auf, die alles überschattete und die mit vielfältigen Symptomen von Regression verbunden war: Da war Lähmung, Hilflosigkeit, Ohnmacht und Orientierungslosigkeit spürbar, wobei Angst und Regression offensichtlich zu einer Beeinträchtigung von Ich-Funktionen geführt hatten. Nach Hartmann (1975) betraf dies besonders kognitive Funktionen: Die Fähigkeit zum klaren Denken, zur Erinnerung, zur Konzentrationsfähigkeit und die Funktionen des rationalen Gedächtnisses. So konnte ich mich weder an den Code des Safes, noch an eine Telefonnummer erinnern. Auch die Funktion der Wahrnehmung, des Urteilens, des Beurteilens, der Realitätsprüfung und der Aufrechterhaltung der Realitätswahrnehmung waren kurzzeitig gestört. Doch die assoziativen Bilder, die relativ schnell auftauchten und die mein Denken und meine Wahrnehmung neu strukturierten, also die Bilder des ‚subcomandante‘ Marcos, der Guerilla, der Maras lassen sich psychoanalytisch betrachtet bereits als eine Form der Verarbeitung von überwältigender Angst und damit verbundener Regression begreifen. Die Lähmung des Denkens war damit aufgehoben, wenn auch rationale und kognitive Prozesse noch beeinträchtigt waren, so strukturierten assoziative Bilder doch die Wahrnehmung wieder. Dadurch war die Angst nicht mehr frei flotierend, sondern ansatzweise gebändigt, denn die Bilder, die sowohl Angst, wie Gewalt und Schrecken versinnbildlichten, lieferten Figuren, auch einen Rahmen und damit eine Orientierung, an dem Denkvorgänge sich entfalten konnten.

Diese Erläuterungen ließen sich natürlich noch weiter psychoanalytisch ausführen und theoretisch entschlüsseln, aber aus naheliegenden Gründen lasse ich es hiermit bewenden. Diese kurze Analyse sollte ja auch nur illustrativ vorführen, wie eine psychoanalytische Perspektive der theoretischen Aufklärung aussehen könnte, die sich von einer ethnopschoanalytischen Vorgehensweise stark unterscheidet.

### Das ethnopschoanalytische Vorgehen

Zu Recht könnte man ja nun fragen und was helfen mir all diese theoretischen Hinweise beim Versuch diese Erfahrung zu verstehen? In der Tat, ist diese theoriegestützte, intra-psychische und auf ein Subjekt bezogene psychoanalytische Erklärung wenig hilfreich, wenn es darum geht, diese Erfahrung in ihrem kultur-spezifischen Kontext verstehen zu wollen. Denn dazu braucht man die Ethnopschoanalyse. Sie negiert diese intra-psychisch orientierten Erklärungen nicht, stützt sich sogar teil-

weise auf diese Erkenntnisse, sucht aber darüber hinaus einen anderen Weg und auch einen anderen Zugang zum Material.

Die Ethnopschoanalyse nimmt dabei grundsätzlich eine andere Perspektive ein und fragt: Was sind in diesem Fallbeispiel kulturelle Übertragungen, kulturelle Gegenübertragungen und kulturell geformte Projektionen? Sie fokussiert also zunächst nicht die intra-psychischen Prozesse, auch nicht alleine und ausschließlich das Individuum, sondern nimmt den kulturellen Kontext in den Blick und zwar vor allem die Bilder, die sich im Kontakt und in der Begegnung, also in der Interaktion und Kommunikation mit dem, was fremd ist, aufdrängen (Rohr 1993). In diesem Fall also die Vorstellung von der Guerilla oder das Bild von kriminellen Drogenbanden, die es darauf abgesehen haben, wohlhabende Touristen zu entführen und auszurauben. Oder das Bild von den berüchtigten Maras, jugendkriminellen Banden, aus Honduras oder El Salvador, die ihre Opfer auf das Brutalste überfallen, verschleppen und erpressen.

Diese Bilder verraten viel über die in der Begegnung mit dem Fremden mit-schwingenden und sie prägenden unbewussten Affekte. Damit vermag die Ethnopschoanalyse unbewusste Reaktionen auf die fremde Kultur zu erkennen, auch unbewusste Fantasien und Ängste, die viel aussagen über die unbewussten Bilder, die von der fremden Umgebung ausgelöst werden und die das Verhältnis und die Beziehungen in der Fremde entscheidend mit gestalten (vgl. Nadig 2000).

In dem Fallbeispiel wird z. B. deutlich, wie sehr rationale Vorstellungen über eine fremde Kultur in Widerspruch geraten können zu verinnerlichten, unbewussten Bildern, die jedoch sehr mit spezifischen und in diesem Fall beängstigenden Imagines der fremden Kultur zusammenhängen: Obwohl Costa Rica in Studien (vgl. UN 2007) und auch von den Costa Ricanern selbst als sicheres, als politisch stabiles und relativ wohlhabendes Land portraitiert wird und sich mir dieser Eindruck schon auf dem Flughafen aufdrängte, sind meine unbewussten Fantasien bevölkert von Gewalt, Entführungsszenarien, Raub und Mord. Sie kommen jedoch erst zum Tragen in einer Situation, in der die Regression die Barrieren der Rationalität eingerissen hat. D.h. unterhalb der rationalen Einsicht, dass Costa Rica ein politisch stabiles und sicheres Land ist, tauchen unbewusste und ganz und gar erschreckende Bilder auf: Unter der tropischen und verführerisch farbenprächtigen Pflanzenwelt lauern offensichtlich unbekannte Gefahren. Sie sind ein Abbild dessen, womit Lateinamerika immer wieder identifiziert wird. Meine Fantasien über Entführungen, ‚subcomandante‘ Marcos, Guerilla, Maras und Drogen-Mafia sind ein Kaleidoskop der destruktiven, explosiv gewalttätigen Seite Lateinamerikas, die kein Land des Kontinents verschont, auch Costa Rica nicht, wenn auch weitaus weniger als die Nachbarländer im Norden. In dieser angstbesetzten Situation um drei Uhr morgens brach diese andere und zeitweise verdrängte Realität in mein luxuriöses Zimmer ein. Sie machte auch mir deutlich, dieser anderen, gewalttätigen Realität kann ich in Lateinamerika nirgends entgehen. Sie ist immer vorhanden, angefangen von der Geschichte der kolonialspanischen Eroberung, über die Ausbeutungsstrategien der

multinationalen Agrarkonzerne bis hin zur Gegenwart. So ist es kein Zufall, dass in Costa Rica kaum indianisch-stämmige Bewohner auf den Straßen zu sehen sind, sie wurden fast alle, bis auf einige wenige Völker im Norden und im Süden des Landes, ausgerottet. Zugleich wird immer deutlicher, dass die multinationalen Agrarkonzerne Costa Rica in eine geradezu überwältigende Abhängigkeit von den USA gebracht haben, während gegenwärtig regelrechte Kriege in Zentralamerika um die Oberhoheit im Drogenhandel immer stärker über die Grenzen des Landes schwappen und auch in Costa Rica mafiöse Strukturen entstehen lassen (vgl. UN 2007).

Ethnopschoanalytisch würde man diese Bilder, die sich mir aufdrängten als kulturelle Übertragung und Projektion bezeichnen, als unbewusste Fantasien, die aber eine Wirklichkeit widerspiegeln, die in vielerlei Hinsicht das Leben in Lateinamerika prägt. Allerdings handelt es sich hier um eine oft verleugnete, verdrängte und oft auch ignorierte Realität, die im Kontrast steht zu der nach außen hin gezeigten Lebenslust und Lebensfreude der Latinos. Mit dieser vielfach unterdrückten lateinamerikanischen Realität bin ich in dieser Situation in Berührung gekommen und habe erlebt und gespürt, wie es sich anfühlt, so unbeschützt, so ausgeliefert und letztlich so allein zu sein.

Nun könnte man in Annäherung an George Devereux (1976), den Begründer der Ethnopschoanalyse, vielleicht noch einen Schritt weitergehen und überlegen, ob sich die zuvor geschilderten Bilder nicht auch als Ausdruck kultureller Gegenübertragungen verstehen ließen. Dazu noch ein weiterer ethnopschoanalytischer Versuch des Verstehens.

Im Hotel war ich eine von mehreren weißen Europäerinnen und Amerikanerinnen, die wie alle anderen Gäste auch in den Augen der Costa Ricaner natürlich sehr reich und wohlhabend waren. Welche Fantasien dies auslöste, war mir auf der Fahrt mit dem Taxi szenisch vor Augen geführt worden: Der Taxifahrer ließ mich auf halber Strecke wissen, dass er noch nicht gefrühstückt habe und nun einen geradezu unbändigen Hunger verspürte, so dass wir augenblicklich nach einem Restaurant Aussicht hielten, alsbald auch fündig wurden und dort eine Rast einlegten. Es gab keine Zweifel daran, wer die Rechnung zu zahlen hatte, sprach er doch so ausgiebig davon, wie früh er hatte wegen mir aufstehen müssen und dann noch nicht einmal Zeit fand, um zu frühstücken. Bei der Ankunft im Hotel ließ er sich erschöpft an der Bar nieder und murmelte wie zum Abschied, nur einen einzigen Satz, nämlich dass er sich hier ja noch nicht einmal ein Bier leisten könnte. Dieser Satz begleitete mich wie ein böser Schatten während meines Aufenthaltes und machte mir Dimensionen einer bislang eher ignorierten kulturellen Übertragung deutlich, auf die ich nun mit Schuldgefühlen reagierte. Aus diesem Satz wuchsen metaphorisch gesprochen, Schlangen mit tausend Köpfen: Ich spürte Neid, Gier und große Bedürftigkeit und wurde mir der kulturellen Übertragungen auf mich als weiße, reiche Europäerin gewahr, die nun, unwillentlich, die Erbfolge der Kolonisatoren und Imperialisten angetreten hatte.

Auf diese kulturellen Projektionen reagierte ich mit kulturellen Gegenübertragungen: Ich erinnerte mich plötzlich auf der Fahrt entlang des Strandes viele ärmliche Hütten von Fischern und ihren Familien gesehen zu haben und Kinder, die weder gut gekleidet, noch wohl genährt waren. In ihnen Opfer der Ausbeutung zu sehen, verbunden mit der Fantasie, dass sie sich mit Gewalt das aneignen könnten, was ihnen reiche Europäer und Amerikaner gestohlen hatten, war eine relativ nahe liegende Projektion. Von daher waren die Fantasien, die dann in besagter Nacht als kulturelle Gegenübertragungen auftauchten, latent vorher schon vorhanden gewesen, nur nicht ausformuliert und konkretisiert.

Maya Nadig (1986) hat in ihrer Feldforschung in Mexiko sehr treffend diese Prozesse und Zusammenhänge beschrieben und sehr ähnliche Erfahrungen geschildert. Sie schreibt: „Immer dann, wenn ich wütend oder verächtlich über die Daxhoaner (indianisches Volk, E.R.) nachzudenken begann, merkte ich, dass ich mich wieder in einer eigenen Projektion verfangen hatte. Wenn ich in ihnen die Opfer aller möglichen böartigen Systeme sah, nahm ich nur noch Elend und Zerstörung wahr und fühlte mich als Angehörige dieser Systeme schuldig. Diese Schuldhaftigkeit wurde so bedrückend, dass mit Abwehr reagiert werden musste: Wut, Entwertung, Verachtung. Wenn ich den Mechanismus verstand, konnte ich wieder die Realität und die Menschen selber sehen, ihre Freuden und Genüsse, ihre Eigenständigkeit“ (Nadig 1986, S. 44).

Was also in einer ethnopschoanalytischen Beziehung nicht geschieht, ist die Beziehung und damit die Übertragung in den Rahmen eines familialen Kontextes einzubetten. Es geht also nicht um Vater, Mutter, Kinder und die entsprechenden Übertragungen, sondern um historisch erfahrene und kulturell geprägte Umgangsformen, z. B. zwischen Weißen und Mestizen, oder in Deutschland zwischen Migranten und sog. „Wurzeldeutschen“ – so bezeichnen Russlanddeutsche die autochthonen Deutschen (Schmidt-Bernhardt 2008) – oder um in der Sprache der Ethnologie zu bleiben, um allochthone und autochthone Bewohner. Dabei produziert die Tatsache als wohlhabende Weiße in einem weitaus ärmeren lateinamerikanischen Land zu sein, massive Schuldgefühle, mit denen auch Nadig (1986, S. 23), wie sie schrieb, zu kämpfen hatte. Sie bezahlte schließlich die Medikamente für einen kranken Jungen im Dorf, ich gab dem Taxifahrer nach der Rückfahrt ein fürstliches Trinkgeld. Nadig (1986) betont allerdings immer wieder, dass nur die Reflektion kultureller Übertragungen und Gegenübertragungen Licht ins Dunkel bringen kann und Realitäten, d. h. Projektionen offen legt, die ansonsten unerkannt bleiben. „In den projizierten Bildern und Rollen symbolisieren und verdichten sich konkrete Erfahrungen, konfliktive historische und aktuelle Widersprüche, die auf die teilweise verdrängen, teilweise unlösbaren Konflikte der Gemeinde oder einer Familie hinweisen“ (Nadig 1986, S. 45). Die Reflexion dieser Erfahrungen ist deshalb unabdingbar und ein Prozess, der Beziehung stiftet und über die Analyse von Störungen in der Beziehung zu einem Verstehen der fremden Kultur und der in ih-

nen erfahrbaren unbewussten Emotionen beiträgt. Soweit also erste Gedanken zur Ethnopschoanalyse.

### Zum Selbstverständnis der Ethnopschoanalyse

Die Ethnopschoanalyse ist eine wissenschaftliche Disziplin, die ursprünglich versuchte, psychoanalytische Erkenntnisse in fremden Kulturen, also vor allem in der ethnologischen Forschung anzuwenden. Es ging dabei u.a. um die Frage, ob die psychoanalytische Theorie auch Menschen fremder, d. h. vor allem außereuropäischer Kulturen verstehen und mit ihrem Instrumentarium, das ja im Wien des 20. Jahrhunderts erfunden worden war, die psychische Struktur z. B. von Afrikanern adäquat erschließen könnte (vgl. Reichmayr 1995).

Als Begründer der Ethnopschoanalyse gilt der ursprünglich aus Ungarn stammende, aber später in den USA und zuletzt in Frankreich lebende Georges Devereux (1976), der durch seine Studien bei den nordamerikanischen Mohave und später auch in Vietnam eine neue Disziplin schuf und Psychoanalyse und Ethnologie in einen bis dahin unbekanntem Dialog brachte. Im deutschsprachigen Raum waren es dann vor allem die Studien der Schweizer Psychoanalytiker Paul Parin, Fritz Morgenthaler und Goldy Parin-Mathey „Die Weißen denken zuviel“ (1963) und „Fürchte Deinen Nächsten wie Dich selbst“ (1971), die die Ethnopschoanalyse bekannt machten und viel an Interesse für diese neue wissenschaftliche Forschungsrichtung weckten. In ihrer Tradition forschten dann auch Mario Erdheim (1982, 1988), Maya Nadig (1986), Florence Weiss (1991) Hans Bosse (1994) und Elisabeth Rohr (1993, 2011, 2012a, b), die mit ihren Studien über Mexiko, Papua-Neu-Guinea, Ecuador und Guatemala die Ethnopschoanalyse auch in die Universitäten hineintrugen. (vgl. Reichmayr 1995).

Heute ist die Ethnopschoanalyse aus den Universitäten fast wieder verschwunden, findet aber in der therapeutischen und sozialtherapeutischen Praxis vermehrt Anwendung. So vor allem in der Arbeit mit asylsuchenden Flüchtlingen und in der Beratung, Supervision und Therapie von Migranten (Nathan 1986, Gbeassor u.a. 1999, Kohte-Meyer 2000, Saller 2003).

Kern der ethnopschoanalytischen Arbeit ist nach Devereux (1976, S. 17) die Gegenübertragung, da „die Analyse der Gegenübertragung, wissenschaftlich gesehen, mehr Daten über die Natur des Menschen erbringt“ als die Übertragung. Er sagt, dass dies deshalb gültig ist, „weil man eine aus der Übertragung ableitbare Information gewöhnlich auch noch auf anderen Wegen gewinnen kann, während das für die Information, die aus der Analyse der Gegenübertragung hervorgegangen ist, nicht zutrifft“ (Devereux 1976, S. 17).

Er behauptet in der Folge sogar, dass die bloße Existenz des Beobachters (wir können hier auch Supervisor oder Supervisorin einsetzen), wie auch die Beobachtungstätigkeit (oder die supervisorische Tätigkeit) Verzerrungen und Störungen hervorbringen, die sich sowohl technisch als auch logisch unmöglich ausschließen

lassen und deshalb „als die signifikantesten und charakteristischsten Daten (...) zu behandeln sind“ und sich die aller Beobachtung inhärente Subjektivität als (...) Königsweg zu einer (...) authentischen (...) Objektivität dienstbar machen“ lässt (Devereux 1976, S.18).

D. h. Verzerrungen, Störungen, Irritationen sind deshalb nicht nur in der ethnopschoanalytischen Feldforschung, sondern auch in der therapeutischen wie in der supervisorischen Arbeit weder zu ignorieren, noch gering zu schätzen. Sie sind nach Devereux sogar der Königsweg zum Verstehen unbewusster Zusammenhänge, die sich im Beziehungsgeschehen etwa als ärgerliche, beunruhigende, zornregende oder aggressiv gefärbte Impulse niederschlagen. Dazu hat er ein eindringliches Beispiel geliefert:

*„Eine Hausfrau aus Nebraska sagt zu ihrem Mann: ‚Wenn einer von uns stirbt, ziehe ich nach Los Angeles‘.“ (Devereux 1976, S. 339).*

Devereux erläutert nun ausführlich, wie die aus dieser Aussage resultierende Irritation ethnopschoanalytisch (bzw. therapeutisch oder supervisorisch) nutzbar gemacht und wie über die Analyse der Störung oder der Irritation ein Zugang zum unbewussten Gehalt dieser Aussage gefunden werden kann. Obwohl das Zitat lang ist, möchte ich es in seiner ganzen Länge wiedergeben, weil es so eindringlich deutlich macht, was eine Gegenübertragungsanalyse, ganz gleich ob in der ethnopschoanalytischen Feldforschung, in der Therapie oder in der Supervision zu Tage fördern kann.

Devereux schreibt: Der Ehemann „könnte auf diese Bemerkung reagieren, indem er sie (d. h. seine Frau, E.R.) einfach auf die Unlogik ihrer Behauptung hinweisen würde: dieser ‚eine von uns‘, der stirbt, könnte ja auch die Frau selbst sein. In diesem Fall reagiert der Mann nur auf den manifesten Inhalt und die Form, die die Frau ihrem Gedanken verliehen hat. Er lässt es nicht zu, dass ihre implizite Botschaft: ‚Ich wünschte, Du wärest tot, so dass ich nach Los Angeles ziehen könnte‘, sein Unbewusstes erreicht und dort Widerhall findet. Er nimmt ihre Aussage auf der Ebene des Bewusstseins wahr (...), bearbeitet sie dort und wirft sie ihr in Form einer logischen Analyse wieder zu. Ein Großteil der Verhaltenspsychiatrie funktioniert auf diese Weise. Hätte er jedoch zugelassen, dass ihre implizite (unbewusste) Botschaft sein Unbewusstes erreicht hätte, würde er Ärger empfinden und möglicherweise nicht wissen, weshalb. An diesem Punkt könnte er sich entschließen, seinem Ärger auf den Grund zu gehen. Seine erste Hypothese könnte sein: ‚Mein Ärger ist durch das verursacht worden, was meine Frau eben zu mir gesagt hat‘. Als nächstes könnte er fragen: ‚Weshalb sollte ich mich über solch eine alberne Fehlleistung ärgern?‘ Seine Antwort könnte lauten: ‚Weil ihre Fehlleistung ungewollt offenbart hat, dass sie meinen Tod wünscht. Ein unbewusster Todeswunsch ist potentiell gefährlicher. Da sie sich seiner nicht bewusst ist, kann sie ihn nicht kontrollieren; sie könnte deshalb ‚zufällig‘ aus dem Fenster des zweiten Stocks einen Blumentopf auf mich fallen lassen und mich auf diese Weise töten. Ein bewusster

Todeswunsch wäre weniger gefährlich; sie würde ihn kontrollieren können weil sie sich darüber im Klaren sein muss, dass sie auf den elektrischen Stuhl kommen könnte, wenn sie mich ermorden würde. Ich täte besser daran, sie auf ihren Todeswunsch aufmerksam zu machen, um sie in die Lage zu versetzen, ihn zu kontrollieren'. Bei diesem Beispiel begann der Mann nicht mit einer Analyse der Fehlleistung seiner Frau, sondern mit einer Analyse seines eigenen Ärgers. Genau genommen gewann er gerade durch die Analyse seines eigenen Ärgers Einsicht in die Feindseligkeit seiner Frau. So ist es die Analyse seines Ärgers – den er auf die Fehlleistung seiner Frau bezieht –, die er ihr dann als Analyse ihrer Fehlleistung mitteilt. Es ist die Analyse seines Unbewussten, die er ihr als die Analyse ihres Unbewussten präsentiert, indem er unter anderem betont, dass ihre Feindseligkeit unbewusst ist, da sie nicht in der Form einer direkten Aussage zum Ausdruck kam, sondern in Form einer verschleierte anzüglichen und unfreiwilligen Fehlleistung (Selbstverrat)“ (Devereux 1976, S. 339-340).

Ethnopschoanalytisches Verstehen strebt also danach, den Wiederhall, das Echo der Äußerungen des Gegenübers im Unbewussten des Forschers/der Forscherin (bzw. der Therapeutin, des Therapeuten oder der Supervisorin oder des Supervisors) aufzugreifen und zu reflektieren.

Für unsere supervisorische Arbeit ist es also wichtig, auf Irritationen zu achten und jede noch so kleine Störung, sei es in den Aussagen, im Verhalten oder in Auslassungen, ernst zu nehmen und als wichtigen Hinweis auf ein unbewusstes Anliegen, das nach Mitteilung sucht, aufzugreifen.

Auch Freud (GW X) hatte schon in seinen Ausführungen über den „Moses des Michelangelo“ darauf aufmerksam gemacht, dass es gerade die gering geschätzten Randphänomene sind, also nicht so sehr die Inhalte der Aussagen, sondern die unbedeutend erscheinenden Details, Auslassungen oder Fehlleistungen, die oftmals einen Zugang zum Unbewussten eröffnen. Er sprach in diesem Zusammenhang über die Bedeutung des „Abhubs“, als er sich über die detektivische Arbeit Morellis zur Identifizierung von Kunstwerken äußerte: „Ich glaube, sein Verfahren ist mit der Technik der ärztlichen Psychoanalyse verwandt. Auch diese ist gewöhnt, aus gering geschätzten oder nicht beachteten Zügen, aus dem Abhub – dem ‚refuse‘ – der Beobachtung, Geheimes und Verborgenes zu erraten“ (Freud GW X).

So war nach einer zweistündigen Fahrt und einer entsprechend angeregten Unterhaltung mit dem Taxifahrer in dem oben aufgeführten Fallbeispiel der letzte Satz, „hier kann ich mir noch nicht einmal ein Bier leisten“ entscheidend, um eine in dem zweistündigen Gespräch latent gebliebene Feindseligkeit in Form einer kulturellen Übertragung zum Ausdruck zu bringen. Es geht also in der Ethnopschoanalyse, ebenso wie in Therapie und Supervision immer darum, der Verführung zu widerstehen in einem möglichst konzentrierten Zuhören zu versuchen, alles zu hören, den Gesamtkontext zu memorieren und sich auf die Inhalte zu konzentrieren. Auf diese Art bleibt die Aufmerksamkeit an den manifesten Inhalten hängen, statt durch selektives, frei schwebendes Zuhören emotionale Auffälligkeiten zu bemer-

ken. In Freuds Beispiel aus dem „Moses des Michelangelo“ ist es z. B. die Stellung eines Fingers, die Freud schließlich auf die richtige Fährte bringt und eine inhaltlich überzeugende Deutung erzeugt. Dies ist jedoch oft ein mühsamer und langsamer, auch anhaltend langer Prozess, der viel Geduld braucht. Auch Freud (GW, X) braucht immerhin knapp 30 Seiten, um sein detektivisches Entziffern der Skulptur zu schildern.

In Freuds Zitat erscheint mir übrigens das englische Wort „refuse“ fast noch bezeichnender als das deutsche Wort „Abhub“, beinhaltet „refuse“ ja nicht nur die Bedeutung von „Müll“ und „Abfall“, sondern auch, dass etwas zurückgewiesen und verweigert wurde, bzw. sich einer klaren Formulierung oder Artikulation entzieht. Die unbewusste Bedeutung erschließt sich eben nicht auf den ersten Blick, sondern erst in einem langen Prozess und dieser Prozess lässt sich nicht durch eine spontane Deutung aufschließen, es bedarf gründlicher Beziehungsarbeit, dann eröffnet sich vielleicht und auch nicht immer ein Zugang zum Unbewussten. Das gilt auch für die Supervision, deshalb erschließen sich in langen Prozessen andere Inhalte als in kurzen und deshalb muss hier technisch anders gearbeitet werden als in lang andauernden Supervisionsprozessen (vgl. Möller 2001).

#### *Ein kurzes Beispiel dazu:*

In einer schon länger andauernden Einzelsupervision begann ich zunehmend negative Gegenübertragungsgefühle zu entwickeln. Ich bemerkte, dass sich vor jedem neuen Termin Gedanken einschlichen, die ich schließlich klar formulieren konnte. Vielleicht würde die Supervisandin nicht kommen, vielleicht hatte sie den Zug verpasst, den Termin vergessen oder musste ihn wegen anderweitiger Verpflichtungen absagen. Diese Gedanken waren mir ganz und gar peinlich und ich versuchte, sie so schnell wie möglich zu verscheuchen. Denn deutlich war auch, dass die Supervisandin immer kam, zu allen vereinbarten Terminen, nie sagte sie einen Termin ab, nie hatte der Zug Verspätung und obwohl sie von außerhalb kam, gelang es ihr in den zwei Jahren unserer gemeinsamen Arbeit, immer pünktlich zu erscheinen. Das irritierte mich nachhaltig, stimmte ihre Zuverlässigkeit und Verbindlichkeit doch so gar nicht mit meiner negativ getönten Gegenübertragung überein. Diese Diskrepanz war immer spürbar, blieb mir jedoch ein Rätsel. Gegen Ende einer zwei-jährigen und durchaus guten Zusammenarbeit kam sie schließlich eines Tages, setzte sich, sah mir mit festem Blick in die Augen und sagte: „Sie sind die erste Frau, die meine Aggression ausgehalten hat.“

In meiner Gegenübertragung war diese Aggression deutlich spürbar, ich vermochte sie jedoch nicht als einen Ausdruck und als ein Abbild ihrer Aggression zu verstehen. Denn alle üblichen Anzeichen, wie zu spät kommen, Termine absagen, etc., tauchten ja nicht auf. Für einen supervisorischen Prozess war ihre Aussage auf jeden Fall eine gute Lösung, denn schließlich hatte sie dieses ‚timing‘ bestimmt und so konnte sie sich als Akteurin der Situation erleben. Ich selbst hatte nur die Aufgabe, diese Diskrepanz und damit auch ihre Aggression in der Bezie-

hung auszuhalten und die Beziehung zu halten. Das könnte man auch mit „containment“ (Bion 1963) umschreiben, d. h. es ging darum, der Supervisorin einen äußeren wie inneren Raum zur Verfügung zu stellen, in dem negative Affekte erlaubt sind und weder Tadel, noch Bestrafung gefürchtet werden muss. Dieses Vertrauen aber braucht Zeit und so war diese Erfahrung eng verbunden mit einem lang andauernden Supervisionsprozess, der eine langsame und behutsame Entfaltung dieser Einsichten erlaubte.

Diese supervisorische Erfahrung würde nun eher mit dem Wort ‚refuse‘ in Verbindung zu bringen sein, statt mit dem Begriff ‚Abhub‘. Schließlich handelte es sich um das emotional noch nicht akzeptierbare Gefühl der Aggression, das lange zurückgehalten werden musste, bevor es zum Ausdruck gelangen durfte. Sowohl der Abhub wie auch der ‚refuse‘ sind jedoch meiner Ansicht nach oft mit Scham verbunden und deshalb brauchte es vermutlich eine zweijährige, gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit, bis die Aggression ins Bewusstsein und in Sprache überführt werden konnte. Dies gilt umso mehr, wenn es sich um eine fremdkulturelle Situation handelt.

So ist in fast allen ethnopschoanalytischen Studien immer wieder von Scham die Rede, da man in der Fremde nicht nur besonders leicht alle möglichen kulturellen Codes verletzt, sondern weil das Fremde auch viel an Regression erzwingt (vgl. Nadig, 1986, Bosse 1994). Devereux (1976) sagt dazu sinngemäß: Jede Begegnung mit einer fremden Kultur ist eine Begegnung mit den unbewussten kulturellen Tabus der eigenen Gesellschaft. Ich würde hinzufügen: Jede Begegnung mit einer fremden Kultur bedeutet auch für das Individuum eine Begegnung mit den eigenen unbewussten Tabus der eigenen Persönlichkeit. Oft fällt dies zusammen. Dazu noch ein letztes Fallbeispiel.

### **Eine Praktikantin in Afrika**

In einem Seminar an der Universität zum Thema „Supervision“ erzählte eine Studentin, dass sie ein Praktikum in Afrika absolviert hatte und wie es erforderlich war, dazu auch einen Bericht geschrieben und abgeliefert hatte. (siehe ausführlich: Rohr 2012a) Das war zwar schon zwei Jahre her und der Bericht war auch gut bewertet worden, aber, so fügte sie hinzu, es gab etwas, was sie nicht in den Bericht aufgenommen hatte und dies quäle sie nun schon zwei Jahre lang und sie könne es nicht vergessen. Die Neugier war geweckt. Was hatte sie ausgelassen und nicht gewagt, in diesen offiziellen Praktikumsbericht aufzunehmen?

Es ging um eine Szene in einem afrikanischen Kinderheim, in dem diese Studierende und eine weitere holländische Studierende als Praktikantinnen arbeiteten. Sie sah eines Tages, wie eine der einheimischen Nonnen ein etwa 12-jähriges Mädchen brutal mit einem Stock schlug. Das Mädchen gab keinen Laut von sich, weinte nicht und wehrte sich auch nicht. Dies schien die Nonne zu immer härteren Schlägen zu provozieren. Die Praktikantin, die in Sichtweise dieser Prügelzene

stand, fühlte sich so ohnmächtig und hilflos, dass sie vollkommen erstarrte und nicht in der Lage war zu intervenieren. Als sie die Szene nun im Supervisions-Seminar während der Falldarstellung schilderte, begann sie bitterlich zu weinen. Die übrigen Studierenden erstarrten in ihren Stühlen und schienen zutiefst peinlich berührt. Nachdem ich darauf hingewiesen hatte, dass es in einem universitären Raum schwer fällt, Gefühle zu zeigen, wo es doch ansonsten um intellektuelle Leistungen geht, löste sich die Spannung spürbar und wir konnten behutsam und zögerlich zunächst beginnen, über die Szene nachzudenken und zu reflektieren. Deutlich wurde schließlich, dass die Praktikantin sich unendlich schuldig fühlte, das Mädchen nicht vor den Schlägen der Nonne beschützt und nicht eingegriffen zu haben. Diese Schuldgefühle trug sie immer noch mit sich und sie verhinderten, dass sie innerlich mit ihrem Erlebnis in Afrika abschließen konnte.

In unserer anschließenden Besprechung wurde deutlich, dass sie sich damals, in dieser Situation im Kinderheim, gelähmt und überwältigt fühlte und zwar vor allem von einem Gedanken: Wie hätte sie, so fragte sie uns nun, als weiße Europäerin eingreifen können, ohne dass die Nonne dies als koloniale und imperialistische Anmaßung empfunden hätte, als eine koloniale Herrschaftsattitüde einer weißen Frau, die nun auch noch meint, afrikanische Erziehungsmaßnahmen kritisieren zu können, und ihr, der schwarzen Nonne, nun auch noch Autorität und vor allem Autonomie raubt. Darüber hinaus fürchtete sie, den Praktikumsplatz zu verlieren, und so schwieg sie. Das Schweigen aber war ihre Schuld, so formulierte sie nun.

Hier hätte es sich angeboten, noch nach weiteren Zusammenhängen zu suchen, die auf ein eventuell unbewusstes persönliches Anliegen schließen und sich mit dem Schweigen der Deutschen während des Nationalsozialismus in Verbindung bringen lassen. Aber das ließ sich im Rahmen eines universitären Seminars nicht ansprechen und im Rahmen supervisorischer Arbeit wäre das auch nur bedingt möglich gewesen.

In ihrem offiziellen Bericht behandelte diese junge Studentin diese zentrale Szene jedenfalls wie „refuse“ und verschwieg dieses Erlebnis. Sie verschwieg es, weil sie sich so sehr schämte, nicht eingegriffen und geschwiegen zu haben. Dabei war sie bis nach Afrika gereist, nicht zuletzt auch deshalb, um zu zeigen, dass Weiße nicht nur als Ausbeuter und Kolonisatoren kommen, sondern auch bereit sind, etwas zu geben und zu schenken. Nun aber hatte sie das Gefühl, kläglich versagt zu haben.

Wir arbeiteten schließlich heraus, dass sie als Praktikantin in der Szene so erstarrt war wie das afrikanische Mädchen auch, also hoch identifiziert war mit ihr, nun aber die Trauer spüren und auch die Tränen zeigen konnte, die das Mädchen damals unterdrücken musste, um der Nonne nicht auch noch den Triumph des Erfolgs zu gönnen. Mit den Tränen und dem Verstehen aber kam die emotionale Erlösung. Sie hatte voller Schuldgefühle die Tränen dieses Mädchens zwei Jahre in sich aufbewahrt als eine unbewusste Form der Wiedergutmachung, nun aber konnte sie sie trocknen (vgl. Rohr 2012a).

Verstehen in der Supervision gelang, als wir die kulturellen Übertragungen und Gegenübertragungen – die kolonialen Verstrickungen in der Fantasie – in den Blick nahmen und deutlich wurde, wie mächtig diese Fantasien waren und wie sehr sie das Handeln bestimmten und zwar trotz gegenteiliger, rationaler Intention. Wichtig war dabei, nicht biografisch zu arbeiten, wohl wissend, dass es hier mit Sicherheit persönliche Gründe für das Praktikum in Afrika gab. Dies hätte den Rahmen einer Supervision gesprengt, da das zum Ausdruck gebrachte Material im supervisorischen Kontext nicht hätte bearbeitet werden können.

So hat die ethnopsychoanalytische Perspektive ein Verstehen ermöglicht, das weit über die subjektive Bedeutung der Szene kulturelle Dimensionen erschlossen hat, die in diesem Fall den kulturellen Kontext als wesentliche Quelle des Unbewussten erscheinen ließen. Ohne eine ethnopsychoanalytische Entzifferung aber wären die kulturell-unbewussten Bedeutungen, die das Drama dieser Szene ausmachten, nicht ans Tageslicht gelangt.

## Literatur

- Bion, W. R. (1963): *Elements of psycho-analysis*. London.
- Bosse, H. (1994): *Der fremde Mann. Jugend, Männlichkeit, Macht. Eine Ethnoanalyse*. Frankfurt am Main.
- Devereux, G. (1976): *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien.
- Erdheim, M. (1982): *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozess*. Frankfurt am Main.
- Erdheim, M. (1988): *Die Psychoanalyse und das Unbewusste in der Kultur*. Frankfurt am Main.
- Freud, S. (1913-1917): *Der Moses des Michelangelo*. GW X.
- Gbeassor, D.N./Schär Sall, H./Signer, D./Stutz, D./Wetli, E. (1999): *Überlebenskunst in Übergangswelten. Ethnopsychologische Betreuung von Asylsuchenden*. Berlin.
- Hartmann, H. (1975): *Ich-Psychologie und Anpassungsproblem [1939]*, 3. unveränderte Aufl., Stuttgart.
- Klein, N. (2002): *Farewell to the End of History: Organization and Vision in Anti-Corporate Movements*. In: *The Socialist Register*, London, S. 1-14.
- Kohte-Meyer, I. (2000): *Die Gerüche des Basars in meinem Behandlungszimmer. Zum psychoanalytischen Verständnis psychosomatischer Zusammenhänge im Migrationsprozess*. In: Rodewig, K. (Hg.): *Identität, Integration und psychosoziale Gesundheit*. Gießen. S. 87-105.
- Möller, H. (2001): *Was ist gute Supervision? Grundlagen, Merkmale, Methoden*. Stuttgart.
- Nadig, M. (1986): *Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychoanalytische Gespräche mit mexikanischen Bäuerinnen*. Frankfurt am Main.
- Nadig, M. (2000): *Interkulturalität im Prozess – Ethnopsychoanalyse und Feldforschung als methodischer und theoretischer Übergangsraum*. In: Lahme-Gronostaj, H./Leuzinger-Bohleber, M. (Hg.): *Identität und Differenz. Zur Psychoanalyse des Geschlechterverhältnisses in der Spätmoderne*. Opladen. S. 87-101.
- Nathan, T. (1986): *La folie des autres. Traité d'ethnopsychiatrie clinique*. Paris.

- Parin, P./Morgenthaler, F./Parin-Mathey, G. (1963): *Die Weißen denken zuviel. Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in West-Afrika*. München.
- Parin, P./Morgenthaler, F./Parin-Mathey, G. (1971): *Fürchte Deinen Nächsten wie Dich selbst. Psychoanalyse und Gesellschaft am Modell der Agni in Westafrika*. Frankfurt am Main.
- Reichmayr, J. (1995): *Einführung in die Ethnopsychoanalyse. Geschichte, Theorie und Methoden*. Frankfurt am Main.
- Rohr, E. (1993): *Faszination und Angst*. In: Jansen, M./Prokop, U. (Hg.): *Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit*. Frankfurt am Main, S. 133-163.
- Rohr, E. (2011): *Challenging Empathy. Experiences as a Group Analytic Supervisor in a Post-Conflict Society*. In: *Clinical Social Work Journal*. Vol., 29, No. 1, 3/, S. 1-7.
- Rohr, E. (2012a): *Ein Praktikum in Afrika und seine supervisorische Aufarbeitung in einem universitären Seminar*. In: Dinger, W. (Hg.): *Gruppenanalytisch denken – supervisorisch handeln. Gruppenkompetenz in Supervision und Arbeitswelt*. Kassel, S. 200-217.
- Rohr, E. (2012b): *After the Conflict: Training of Group Supervision in Guatemala*. In: Kleinberg, J.L. (Ed.): *The Wiley-Blackwell Handbook of Group Psychotherapy*. Oxford, p. 517-547.
- Saller, V. (2003): *Wanderung zwischen Ethnologie und Psychoanalyse. Psychoanalytische Gespräche mit Migrantinnen aus der Türkei*. Tübingen.
- Schmidt-Bernhardt, A. (2008): *Jugendliche Spätaussiedlerinnen. Bildungserfolg im Verborgenen*. Marburg.
- United Nations (UN) (2007): *Crime and Development in Central America. Caught in the Crossfire*. Unter: <http://www.unodc.org/documents/data-and-analysis/Central-america-study-en.pdf> – 2.7.2012
- Weiss, F. (1991): *Die dreisten Frauen. Ethnopsychoanalytische Gespräche in Papua-Neuguinea*. Frankfurt/New York.

Anschrift der Autorin:

*Prof. Dr. Elisabeth Rohr, Schifferstr. 42, 60594 Frankfurt am Main*

## Narzisstische Übertragungen in der Supervision

### Zusammenfassung

Der Beitrag nimmt die Vielgestaltigkeit und den Übertragsreichtum supervisorischer Szenen aus psychoanalytischer Perspektive auf. In den Mittelpunkt des Interesses rückt dabei die Erfahrung der Kränkung durch Machtgefälle und Asymmetrie. Es wird dargelegt, welche Konsequenzen es hat, wenn dies nicht als Gegenübertragung verstanden wird.

Die naive Alltagserwartung lässt hoffen, dass Personen, die beruflich mit Konfliktbewältigung beschäftigt sind, eigene Rivalitäten einsichtig verarbeiten und nicht agieren. Die analytische oder supervisorische Reflexion belehrt uns demgegenüber, dass solches Verhalten nicht zu erwarten ist, weil die menschliche Vernunft, wie Hobbes gesagt (und Freud wiederholt) hat, keine autonome Instanz, sondern vielmehr Kundschafter und Späher der menschlichen Leidenschaften ist. Wer Konflikte professionell erkennen kann, wird also in einem eigenen Konflikt versuchen, diese Erkenntnis für sich zu verwenden; würde sie sich gegen ihn richten, vermeidet er sie und setzt an ihre Stelle eine Rationalisierung, die seinen Interessen dient.

Erst wenn Supervisoren akzeptieren, dass sie keinen privilegierten Zugang zur Lösung ihrer eigenen Konflikte haben, gewinnen sie zumindest die Möglichkeit, nicht noch illusionärer mit ihren Rivalitäten und institutionellen Problemen umzugehen, als das Durchschnittsmenschen tun, die nicht von sich glauben, sie seien Profis im Konfliktmanagement. Die Kontrolle über die eigene Arbeit funktioniert dann am besten, wenn es Räume gibt, in denen über Entgleisungen bereits im Vorfeld gesprochen werden kann.

*Ein Beispiel: Wenn eine Altenpflegerin den heftigen Impuls verspürt, eine demente Greisin, die sie beim Windelwechsel anspricht, zu ohrfeigen, dann kann sie ihre professionelle Haltung am ehesten in einer Institution festigen, die diesen Impuls aufgreift und mit ihr zusammen nach einer professionellen Lösung sucht. Eine Institution, die keinen solchen Reflexionsraum anbietet, überlastet entweder die Mitarbeiter – („wer auch nur daran denkt, Hilfloze zu schlagen, hat seinen Beruf verfehlt und gehört nicht zu uns!“) oder zerstört die Professionalität („Ich habe ihr neulich auch eine gescheuert, aber aufgepasst, dass keine blauen Flecke zurückbleiben, sonst beschwerten sich die Angehörigen, die sie zu uns abgeschoben haben, weil sie selber nicht mit ihr fertig wurden“).*

Die individuelle, auf die aktuelle Situation zugeschnittene Lösung professioneller Probleme im Bereich der Sozialberufe ergibt sich in Reflexionsräumen, die vom unmittelbaren Handlungsdruck der schnellen Affekte einer Kampf-Flucht-Reaktion entlastet sind und erlauben, äußere und innere Realität aufeinander abzustimmen.

Auch die Supervision angehender Supervisoren und Therapeuten erfüllt ihre Aufgabe am besten, wenn sie diesen Freiraum herstellen kann, in dem der Lehrsupervisor mit dem Kandidaten dessen irrationale ebenso wie dessen bereits professionell kontrollierte Handlungsentwürfe reflektieren kann. Im Regelfall entwickeln Supervisand und Supervisor diese Vertrauensbeziehung, in der über alle beruflichen Fragen offen gesprochen werden kann.

Diese Situation ist auch für die Supervisoren die befriedigendste. Die vom Handlungsdruck entlasteten Supervisionssituation ist einer der reizvollsten Anlässe, Einsichten in die Dynamik menschlicher Entwicklungen, emotionaler Beziehungen und professioneller Interventionsstrategien in einem anregenden Gespräch zu vertiefen. Der angehende Supervisor oder der Kandidat in der Therapieausbildung ist ein theoretisch interessiertes Gegenüber, das den Lehrsupervisor mehr stimuliert, als das ein in seinen Abwehrmechanismen gefangener Klient leisten kann.

In gelingenden Supervisionen ist das positive Urteil über den Prozess kein Problem. Da beide Beteiligten die Freiraum-Situation annehmen und verwerten können, werden auch die Konflikte und Missverständnisse in der Dyade angesprochen und bearbeitet. Der Kandidat erfährt, was er von seinem Supervisor zu halten hat und erwarten kann, und umgekehrt auch. Die Zusammenarbeit stabilisiert die Beziehung, die Beziehung festigt die Kooperation.

In diesen Fällen einer „milden“ positiv-idealisierenden Übertragung kann die Beurteilung des Kandidaten und die Stellungnahme, ob die Supervision „erfolgreich“, der Kandidat „geeignet“ sei, die in jeder Lehrsupervision direkt oder indirekt enthalten ist, eine Formalität am Rande bleiben. Dass sie positiv ausfällt und der Kandidat die benötigte Bescheinigung über einen erfolgreich absolvierten Prozess erhält, ist selbstverständlich.

### Die Institution, die Dritte im Bunde

Ein Ausbildungsinstitut hat verschiedene Aufgaben: es soll Lernprozesse anstoßen, sie überwachen und sie nach außen legitimieren, so dass die Absolventen ihre Chancen auf dem Markt der Ausgebildeten wahrnehmen können. In dieser Hinsicht unterscheiden sich Ausbildungsinstitute nicht von anderen Einrichtungen, die Qualifikationen anbieten. Es ist im Interesse der Beteiligten, dass alle Qualifizierten bestimmte Standards erfüllen. Diese Anforderungen dürfen weder so hoch sein, dass sie niemand erreicht, noch so tief, dass die Umwelt einhellig behaupten kann, ein Diplom der betreffenden Einrichtung sei nicht das Papier wert, auf dem es gedruckt ist.

Psychotherapeutische Ausbildungen werden heute von (halb)staatlichen Einrichtungen, wie Ärztekammern, Gesundheitsministerien oder der Kassenärztlichen Vereinigung geprüft; nur wenn sie Mindestvoraussetzungen erfüllen, erhalten die Ausgebildeten die Kassenzulassung.

In einem therapeutischen Ausbildungsinstitut mit Selbsterfahrung als Ausbildungsbestandteil ergeben sich in dieser Situation verschiedene, schwer lösbare Probleme. Sie können auch in der vorliegenden Diskussion nicht gelöst werden, doch erleichtert es vielleicht das Leben mit ihnen, wenn alle Beteiligten um die Sollbruchstellen und Konfliktpunkte des Systems wissen.

Selbsterfahrung, im Bereich der Psychoanalyse, den ich als Beispiel verfolgen will, Lehranalyse und Gruppenselbsterfahrung, fordern ein Klima des Vertrauens in die Verschwiegenheit des Lehranalytikers. Ausbildungskontrolle andererseits erfordert offene und kritische Diskussion sowie ein Urteil der Lehrenden über die Lernenden. Aus diesem Grund wurde in den analytischen Institutionen zwischen „reporting“ und „non-reporting“ unterschieden. „Reporting“ besagt, dass ein analytisches Institut für die Aufnahme der Kandidatinnen und Kandidaten in das Behandlungspraktikum einen Bericht der Lehranalytikerinnen oder Lehranalytiker verlangt, in dem diese aus ihrer Kenntnis urteilen, ob dieser Zugang ermöglicht werden soll.

Viele Institute – darunter auch das, an dem ich meine Erfahrungen gesammelt habe – lehnen solche Eingriffe in die Vertraulichkeit der Lehranalyse ab. Im großen Ganzen bewährt sich das non-reporting-System recht gut; das Bewusstsein in den Gremien scheint inzwischen so zu sein, dass selbst dem Lehranalytiker, der sich verleiten lässt, in Ausbildungsentscheidungen über „seine“ Kandidaten mitzureden, von den Kollegen gesagt wird, er solle sich zurückhalten. Das ist nicht immer ganz leicht; kein Mensch hält gerne den Mund, wo er zu recht annimmt, ein fundierteres Urteil zu haben als viele, die aufgrund ihrer weniger tiefgehenden Eindrücke mitreden. Ein non-reporting-system beraubt für den Schutzraum, den der Kandidat nun entgegennehmen kann, diesen auch einer Stütze. Der Lehrtherapeut kann nicht gegen, aber er darf auch nicht für den Kandidaten sprechen.

L. Grinberg (1990) sprach vom „klinischen Sechseck“ der analytischen Supervision. Die Eckpunkte markieren der (1) Supervisor, der (2) Kandidat, der den (3) Patienten unter Supervision behandelt. Das geschieht im Rahmen eines (4) Institutes, in dem der Kandidat einen (5) Lehranalytiker aufsucht und in dem (6) weitere Supervisoren zusammenarbeiten, um den Kandidaten zu beurteilen, aber auch sich gegenseitig zu kontrollieren. Dieses Sechseck enthält mehrere Dreiecke, in denen sich jeweils ödipale Rivalitäten entfalten können: Supervisor und Kandidat konkurrieren um die „richtige“ Behandlung des Patienten; Supervisor und Lehranalytiker um den Einfluss auf die professionelle Entwicklung des Kandidaten. Supervisoren, die ja meist auch Lehranalytiker sind, konkurrieren um den Einfluss im Institut.

*Ein analytisches Ausbildungsinstitut konnte einige Jahre keine neue Ausbildungsgruppe initiieren, weil die Lehranalytiker in zwei Gruppen zerfallen waren, von denen jeweils eine Seite durch ein Veto die Kandidaten der anderen Seite blockierte.*

*Eine Kandidatin, die ihre Lehranalyse in der Wohnung eines Lehranalytikers absolviert, berichtet über Einwände des Supervisors, ihren ersten Patienten in ihrer Wohnung zu behandeln. Das sei nicht analytisch, gefährde die Abstinenz, sie müsse sich eine eigene Praxis suchen, die von ihren Wohnräumen klar getrennt sei. „Heißt das, wir haben bisher gar keine richtige Analyse gemacht?“*

*Im Behandlungszimmer des Lehranalytikers einer Kandidatin in Ausbildung zur Kindertherapeutin hängen Malereien, die von Analysanden stammen. Der Supervisor der Kandidatin weist sie strikt an, grundsätzlich alle Bilder oder Tonarbeiten eines Patienten im Behandlungsraum wegzuräumen, ehe ein anderer Patient diesen betreten dürfe. „Sie sehen das anscheinend nicht so eng!“ sagt die Kandidatin zum Lehranalytiker.*

Die letzten Beispiele zeigen, wie sensibel Kandidaten für subtile Widersprüche in den professionellen Haltungen sind, mit denen sie sich auseinandersetzen. Sie weisen auch darauf hin, wie sich in analytischen Ausbildungen Rituale etablieren, die versprechen, einem idealisierten, aber inhaltsarmen Modell des „Analytischen“ nahe zu sein. Man kann auch davon ausgehen, dass sich solche Differenzen in der Fantasie von Kandidaten, die sich von strikten Regeln Sicherheit versprechen, eher verschärft als verwischt werden. Ob Patienten vor Signalen geschützt werden, dass ein Analytiker auch ein Leben außerhalb seiner Praxis führt oder dass in der Praxis auch andere Patienten aus und ein gehen, ist auf jeden Fall kein technisches Problem von zentraler Bedeutung.

Ermsthafter und manchmal bedrückend sind Probleme, in denen es um die Fähigkeit eines Kandidaten insgesamt geht, mit Patienten zu arbeiten. Fast alle Personen, die länger in verantwortlichen Rollen in einem Ausbildungsinstitut gearbeitet haben, sind sich darüber einig, dass von den zwei Gefahren der verzögerten oder der voreiligen Auseinandersetzung die erste bei weitem die größere ist. Problematische Situationen und Entwicklungen werden eher geleugnet und verdeckt, als vorschnell und unausgewogen aufgegriffen.

Hier ist die Ausbildung in einem analytischen Institut deshalb besonders schwierig zu überwachen, weil der Ausbildungsprozess selbst auch ein Prozess der Persönlichkeitsentwicklung sein sollte. Ehe ein Einwand gegen die Eignung begründet werden kann, müssen die Verantwortlichen sicher sein, dass die Entwicklungsmöglichkeiten des Kandidaten in den Aufnahmeinterviews überschätzt worden sind. Wenn Kandidatin oder Kandidat bereits praktisch arbeiten und viel Zeit und Geld in



die Ausbildung gesteckt haben, widerlegen sich die Einwände dadurch, man könne, nachdem man so lange zugewartet habe, doch nicht jetzt noch einschreiten. Es ist also entweder zu früh oder zu spät, es ist nie der richtige Zeitpunkt.

Es gibt überall eine Ausnahme, welche die Regel ruiniert, ein Sorgenkind, das zehnmal mehr Anstrengungen verlangt und nur einen Bruchteil der Erfolgserlebnisse bietet, die man bei den anderen Kindern gewohnt ist, den Problemkunden, der alle Garantieansprüche ausschöpft und dann noch einen Prozess beginnt, weil er überzeugt ist, ihm sei ein von Anfang an schadhafte Produkt verkauft worden.

Die Vertreter der Ausbildungseinrichtung stehen in einer doppelten Verpflichtung: sie müssen sowohl ihre Kandidaten schützen und fördern, so gut sie können, andererseits aber auch das Institut und die nicht angreifbaren Kandidatinnen und Kandidaten davor bewahren, durch den möglicherweise ungeeigneten Kandidaten entwertet zu werden. Wenn es sich herumspricht, dass Richtlinien nur auf dem Papier stehen, dann kann es geschehen, dass alle Kandidaten Schaden davon tragen und ihnen im Extremfall sogar die Ausbildung nicht mehr anerkannt wird.

Wer jemals in solchen Gremien saß, kennt Argumente wie: „Wenn wir da jetzt eingreifen, dann hätten wir doch noch ebenso bei dieser oder jener Situation in der Vergangenheit einschreiten müssen!“ In der Tat ist das Leben oft ungerecht, große Vergehen bleiben ungestraft, kleinere werden verfolgt. Aber es ist doch ein herzlich naiver Gedanke, durch Folgsamkeit gegenüber dieser Einrede ließe sich die Gerechtigkeit auf Erden vermehren.

In der Regel ruht die Last der Kontrolle über geeignete und ungeeignete künftige Therapeuten auf den Schultern der Supervisoren. In meinen Gesprächen mit Kandidaten waren alle der Meinung, dass eine gewisse Kontrolle dem Schutz der Institutsinteressen dient und notwendig ist; Prüfungen, in denen jeder ungefragt passieren kann, sind schließlich eines selbstkritischen Menschen unwürdig. Andererseits wurde, meines Erachtens mit Recht, aber vielleicht zum Teil ohne Verständnis für die Probleme solcher Entscheidungen, die Form kritisiert.

Ein für Therapieausbildungen spezifisches Problem liegt in der Tatsache, dass die meisten Therapeuten, die Supervisionen durchführen, keine supervisorische Identität ausbilden. Sie haben vielfach nie in einem anderen Feld als Supervisoren gearbeitet als in dem der Therapieausbildung. Ein solcher Supervisor läuft Gefahr, die eigene Rolle der Begleitung und Reflexionshilfe für einen Supervisanden nicht von den vertrauten therapeutischen Funktionen abgrenzen zu können, hält das vielleicht nicht einmal für notwendig.

Er versteht sich als jemand, dem ein Klient anvertraut ist, und findet die Verpflichtung gegenüber dem Ausbildungsinstitut lästig. Aber der Supervisor hat weit mehr Aufgaben als ein Therapeut. Er muss die Interessen eines Kandidaten, eines Patienten und eines Instituts vertreten. Der Kandidat soll sein Handwerk erlernen, der vom Kandidaten behandelte Patient keinen Schaden nehmen, das Institut als Träger der Ausbildungen seinen Ruf und Rang wahren. Die Supervision darf also, anders als eine Therapie, Regressionen nicht fördern und „verstehen“, sondern muss das

intellektuelle und emotionale Niveau einer professionellen Arbeit aufrecht erhalten. Sie darf nicht zum Komplizen falscher Versprechungen, unbeherrschter Ängste oder unkontrollierter Triebdurchbrüche werden.

Supervision ist vertraulich, wo es darum geht, die gemeinsamen Interessen der Vertragspartner zu schützen – also des Patienten, des Kandidaten und des Instituts. Aber diese Vertraulichkeit hat dort ein Ende, wo die Gefahr unprofessionellen Handelns droht. In solchen Fällen ist es die Aufgabe des Supervisors, die professionelle Ebene wieder herzustellen. Er wird dann zum Makler unterschiedlicher Interessen, nicht, wie es ihm seine therapeutische Identität nahe legt, zum Interessenvertreter des angehenden Therapeuten allein. Supervision in der Ausbildung kann fast immer auf ein Einschreiten zum Schutz von Klienten oder dem Ruf eines Instituts verzichten. Aber auch auf friedlichen Inseln muss es einen Sheriff geben.

### Störungen in der Kränkungsverarbeitung

Narzisstische Probleme im Übertragungsgeschehen fallen auf, sobald die Beteiligten keinen angemessenen Kontakt gewinnen, um die latent kränkende Situation der von einem Gefälle von Ansehen und Macht bestimmten Situation auszugleichen. Es ist ja nur rational völlig in Ordnung, der Belehrt zu sein, für die Zeit und die Aufmerksamkeit eines Gesprächspartners nachsuchen, oft auch zahlen zu müssen. Wenn sich ein Kandidat nur ungenügend von unbewusster Rivalität und den damit verbundenen Ängsten distanzieren kann, findet der Lehrsupervisor keinen Zugang zu seiner Erlebniswelt. Er fühlt sich mit inhaltsarmen, technischen Berichten abgespeist und erlebt, wenn er etwas vorschlägt oder reflektieren möchte, keinen lebendigen Bezug zu seinem Gesprächspartner, sondern Gefügigkeit oder Trotz.

Der Ausgang dieser Situation hängt, wie es sehr oft in blockierten Beziehungen der Fall ist, vom Selbstgefühl der Beteiligten ab. Je stabiler das Selbstvertrauen, desto eher kann sich ein Mensch in Frage stellen (lassen). Beziehungen, die anders sind, als ich es mir wünsche, kann ich nur thematisieren und entwickeln, wenn ich bereit bin, mein potenzielles Scheitern in der Beziehung und an meiner Aufgabe sowohl auf mich zu nehmen wie zu ertragen.

Wenn beide Beziehungspartner über dieses Selbstgefühl verfügen, kann sich der Freiraum der Supervision stabilisieren. Jeder kann sich in Frage stellen (lassen), die eigentliche Zusammenarbeit kann abgestimmt werden. Ein unsicherer Supervisor und ein selbstsicherer Kandidat können ebenfalls gut zusammenarbeiten, weil der Kandidat den Supervisor aufbaut, ihn bestätigt, ihm vermittelt, dass er gebraucht wird. Ein selbstsicherer Kandidat weiß, dass Supervision ein Teil seiner Ausbildung ist, er hat es nicht nötig, mit dem Lehrsupervisor zu rivalisieren, er versucht, unbrauchbare, mehr dem Narzissmus des Lehrers als der Dynamik der Behandlungssituation entsprechende Vorschläge zu ignorieren. Wenn es zu arg wird, wechselt er den Lehrsupervisor.

Ein selbstbewusster Lehrer und ein selbstunsicherer Kandidat sind ebenfalls keine besonders problematische Konstellation. Der Lehrsupervisor wird die Unsicherheit ansprechen, er kann zugeben, dass sie auch ihn verunsichert, er kann vorschlagen, ihr auf den Grund zu gehen und er kann schließlich offen einen Wechsel vorschlagen. Häufig entwickelt sich dann aus einem anfänglich defensiven Klima doch noch eine gute Zusammenarbeit: die Kandidatin, die anfänglich jedes Wort mitgeschrieben hat, legt ihren Block beiseite.

Unlösbar sind häufig Konflikte, in denen sich die Selbstgefühlsprobleme von Lehrsupervisor und Supervisand wechselseitig steigern. Es beginnt vielleicht so, dass der Supervisand ganz besonders eifrig alles machen möchte, was der Lehrer vorschlägt. Er will nicht mit ihm über die Supervisionsstrategie sprechen, sondern er will, wie ein ferngesteuerter Automat, seine Arbeit gerade so machen, wie sie der Lehrer konzipiert. Er hat, um der eigenen Unsicherheit zu entgehen und sie nicht bewusst bearbeiten zu müssen, den Lehrer idealisiert und versucht nun, sich mit diesem lebensfernen Bild zu identifizieren. Umgekehrt ist auch der Lehrsupervisor nicht zufrieden damit, einen angehenden Kollegen zu beraten. Er will idealisiert werden, denn aufgrund seiner eigenen Selbstgefühlsproblematik ist er auf Bewunderung und dauernde Beweise seiner Grandiosität angewiesen. Daher lässt er sich auf dieses Ansinnen ein.

In der Regel dauert es nicht lange, bis eine solche Idealisierung kippt. Der Gegenstand der Supervision, ob Einzelner oder Team, reagiert negativ auf die Fremdbestimmung des Supervisors. Dieser läuft ja wie auf Schienen und kann sich nicht auf die Fluktuationen einstellen, die von einer Sitzung auf die nächste das Geschehen in der Arbeit prägen. Der Lehrsupervisor wird dann für den Schaden verantwortlich gemacht und kann seinerseits sein Selbstgefühl nur dadurch retten, dass er die Schuld dem Kandidaten aufbürdet, der seine guten Vorgaben nicht ordentlich umgesetzt hat. Manchmal bindet sich der Kandidat in einer hochgradigen Ambivalenz an diese Situation: einerseits will er dem vergötzten Lehrer zeigen, dass er doch seiner würdig ist, andererseits überlegt er insgeheim, ob er es nicht mit einem Teufel zu tun hat.

Professionelle Arbeit in Supervision und Therapie ist viel mehr als die Anwendung wissenschaftlicher Theorien oder erprobter Regeln auf den Einzelfall. Es handelt sich um eine kreative Tätigkeit, in der die wissenschaftliche Orientierung zwar die nachträgliche Reflexion erleichtert und Gesetze vorgibt, die man kennen muss, in der jedoch ein schöpferischer Prozess den Ausschlag gibt.

Wenn der Ingenieur die Gesetze der Statik missachtet, stürzt seine Brücke ein. Aber die Gesetze der Statik sagen ihm nicht, wie er die Brücke konstruieren soll, so dass sie an einem gegebenen Ort mit den lokalen Mitteln gebaut werden kann. Ähnlich ist auch die Kreativität professioneller Supervision. Die Aufgabe der Ausbildung ist es, diesen Prozess zu fördern. Dabei sind Fragen vom Typ „was soll ich machen, wenn....“ nur ein erster Schritt.

## Teleskopische Übertragungen

Nach einem analytischen Bon Mot liegen in jedem Ehebett vier Personen: das Liebespaar selbst und die ödipalen Objekte beider. Ähnlich sind auch in der Supervision neben dem Paar Supervisor-Kandidat noch zwei andere Personen anwesend: der Klient kommt mit dem Kandidaten; die Fantasie über diesen Klienten bringt der Supervisor mit.

Der Kandidat schildert beispielsweise den Klienten so, dass dieser den Supervisor an eine unangenehme Person erinnert, mit der er schlechte Erfahrungen gemacht hat. Entsprechend wird sich die Supervision entwickeln; sie wird mit dem Problem zu ringen haben, dass der Supervisor findet, der Kandidat sei zu unvorsichtig, nachgiebig, zu sehr mit dem Klienten identifiziert, er würde dessen Widerstände nicht genügend bearbeiten, usw. Umgekehrt wird dann der Kandidat seinen Klienten in Schutz nehmen, ihn verteidigen, er wird sich mit dem Klienten angegriffen und vom Supervisor entwertet fühlen.

*Ein Kandidat in analytischer Ausbildung hat selbst leichtes Übergewicht. Er behandelt eine massiv übergewichtige Patientin mit ausgeprägten Frühstörungen und multiplen Ängsten, die ihr Studium nicht abschließen kann. Die Lehrsupervisorin ist mit der Arbeit des angehenden Analytikers nicht einverstanden: sie findet, dass die Esssucht der Patientin im Fokus stehen sollte, während der angehende Analytiker es taktlos findet, die Kranke so früh auf ihre Essstörungen anzusprechen und an ihren Problemen im Studium arbeitet. Nach einigen Sitzungen sind die beiden so angespannt und unzufrieden, dass der Kandidat zu einem anderen Supervisor wechselt.*

*Dort sagt er, er erlebe es als Wohltat, dass ihm der Zeitpunkt überlassen werde, an dem er das Übergewicht und die damit verbundenen Sexualvermeidungen der Patientin ansprechen solle. Eine Pointe am Rande: Der zweite Supervisor, der schon viele Jahre an dem Ausbildungsinstitut tätig ist, war auch der Lehranalytiker dieser Supervisorin und weiß um eine Episode von Magersucht in ihrer Vorgeschichte. Er kann dieses Wissen natürlich nicht in der Besprechung des Scheiterns der vorausgegangenen Supervision formulieren, es aber wohl in sein Urteil über die ganze Szene einfließen lassen.*

Wenn es gelingt, solche Verzerrungen zu erkennen und sie zu überwinden, kann sich die Supervision weiterentwickeln; im anderen Fall kann es geschehen, dass die Arbeit scheitert. Sobald ein Supervisor dem Kandidaten leidenschaftlich klar machen will, was dieser zu tun habe, um einen Fehler zu vermeiden, den der Supervisor entdeckt zu haben glaubt, kann es geschehen, dass er genau das Gegenteil erreicht. Weil der Kandidat begonnen hat, den Klienten defensiv zu idealisieren, um ihn vor dem Supervisor zu schützen, kann er tatsächlich die Widerstände nicht mehr gut genug bearbeiten und das Arbeitsbündnis stabilisieren. Auch die Basis in der Supervision leidet, wenn der Kandidat bemerkt, dass sein Supervisor mit dem

Klienten unzufrieden ist. Ein selbstbewusster Supervisor wird in solchen Fällen die Möglichkeit offen aussprechen können, dass sein Urteil durch eine eigene traumatische Erfahrung verzerrt ist; der selbstunsichere wird seine Meinung defensiv objektivieren und rationalisieren, so dass sich der Kandidat nicht mehr orientieren kann.

Ebenso denkbar ist der spiegelbildliche Fall: der Supervisor identifiziert sich mit dem Klienten des Kandidaten und nimmt diesen vor Entwertungen in Schutz, die tatsächlich oder vermeintlich vom Kandidaten ausgesprochen werden. Der Kandidat spricht von einem Klienten abschätzig, vielleicht, weil er sich selbst durch diesen entwertet fühlt, vielleicht, weil er versucht, sich vor dem Supervisor als jemand hinzustellen, der mit einem besseren, fantasievolleren, interessanteren, raschere Fortschritte machenden Klienten auch den anspruchsvollen Supervisor zufrieden stellen könnte.

Der Supervisor verteidigt den Klienten, unter Umständen verteidigt er darin nicht nur eine Fantasie von einem verwandten Fall, der erfreulich ausging, er verteidigt auch sich selbst, denn wenn der Kandidat mit einem gewöhnlichen Neurotiker derart unzufrieden ist, dann könnte er doch auch mit einem gewöhnlichen Supervisor unzufrieden sein und sich einen Lehrer wünschen, der jede Stunde durch ein Feuerwerk von Einfällen illuminiert.

Erhebliche Spannungen können sich ergeben, wenn der Supervisor eine andere ideologische Position hat als der Supervisand. In einer Therapie lassen sich solche Konflikte eher ausklammern, da die Behandlung sich auf die innere Realität eines Klienten konzentriert und der Therapeut keine Verantwortung z. B. für das Handeln des Patienten hat. In der Supervision hat der Supervisor eine Mitverantwortung für das korrekte professionelle Handeln und damit für Teilbereiche der äußeren Realität, er kann sich nicht so leicht distanzieren und muss eher einschreiten.

*Supervisionen, die an solchen Differenzen scheitern, habe ich nur selten erlebt. Aber da man aus Fehlern mehr lernen kann als aus Erfolgen, will ich einen dieser Fälle rekonstruieren, wobei ich alle Merkmale verändere, die eine Identifizierung der Beteiligten ermöglichen könnten. Mich suchte eine junge Ärztin auf, um ihre psychotherapeutische Arbeit in einer Nervenklinik supervidieren zu lassen. Sie sagte mir bereits im Vorgespräch, ich sei ihre zweite Wahl, sie habe eigentlich viel lieber zu dem Kollegen kommen wollen, mit dem ich damals in einer Praxisgemeinschaft zusammenarbeitete. Er habe aber keinen Platz, und so sei sie da. Dann schilderte sie ihren ersten Fall, und je länger sie berichtete, desto stärker wurde mein Eindruck, dass es sich um eine Suchtproblematik handle, die von der angehenden Analytikerin mit regressionsfördernden, einführenden Interventionen behandelt wurde, ohne die Frage der Abstinenz vom Suchtmittel zu diskutieren und zu bearbeiten. Als ich diesen Einwand andeutete, begann die Supervisandin schneller zu sprechen und erzählte einen wichtigen Traum der Patientin. Ich konfrontierte sie nun mit diesem Verhalten und lud sie ein, doch darü-*

*ber nachzudenken, ob sie mit der Patientin identifiziert sei und sie vor meiner Diagnose einer Sucht schützen wolle. Die Supervisandin sagte darauf spitz, sie sei nicht bei mir in Analyse.*

*Ich versuchte ihr, so gut ich konnte, meinen Standpunkt zu erklären, dass eine Regressionsförderung bei Sucht den Patienten nicht stabilisieren kann und dem Therapeuten mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Misserfolgerlebnis beschert, während er mit einer frühen Konfrontation zwar auch nicht selten einen Misserfolg bei einem uneinsichtigen Süchtigen hat, aber wenigstens seine Kräfte nicht einem aussichtslosen Unternehmen widmet. Die Zustimmung der Supervisandin erschien mir nur oberflächlich, aber ich war doch erleichtert, dass sie einen weiteren Termin vereinbarte, weil ich mich verdächtigte, sie zu früh konfrontiert zu haben, und gewissermaßen das, was zu unterlassen ich sie gegenüber der Patientin verdächtigte, ihr gegenüber eilfertig und nachdrücklich vorexerziert hatte. Aber ich erhielt keine Chance für ein zweites Gespräch; den vereinbarten Termin sagte sie telefonisch ab und begründete das damit, sie habe sich von mir nicht verstanden gefühlt. Ich vermute, dass sie damit recht hatte; die Beschäftigung mit den Gefahren der Regressionsförderung war damals ein Schwerpunkt meiner Arbeit, ich hatte sozusagen mein Steckenpferd durch ihre Falldarstellung geritten und ihre Ängste, ihre Unsicherheit, ob sie gut genug für die anspruchsvolle Patientin sei, und die daraus stammende übermäßige Rücksichtnahme und Verwöhnung nicht ausreichend wahrgenommen und berücksichtigt.*

## Die Supervisorenkonferenz

In dem eben beschriebenen Fall hat die Kandidatin den Supervisor gewechselt: sie verließ den, der nicht zu ihren Wünschen passte, und suchte einen, mit dem sie besser zurechtkam. Wenn ich mir anmaßen würde, in einer einzigen Stunde definitiv feststellen zu können, dass diese Kandidatin nicht in der Lage ist, mit Suchtstrukturen angemessen umzugehen, müsste ich dieses Problem der Supervisorenkonferenz vortragen. Wenn ich das nicht tue, ist mein Urteil für das weitere berufliche Schicksal der Kandidatin unwirksam. Wie zu erwarten, habe ich nichts unternommen; ich sah den Fehler bei mir nicht weniger als bei der Kandidatin und wartete ab.

Freilich, wenn nun ein oder zwei andere Supervisoren aus der Konferenz ähnliche Probleme berichtet hätten, wäre ich vermutlich mit diesem kurzen Erlebnis wieder hervorgetreten. Solche Prozesse ergeben die Überlegenheit des Gruppenurteils in komplexen Fragen: Wer unsicher ist, wartet ab; wenn aber viele unsicher sind, kann die offene Diskussion aus diesen unsicheren Urteilen ein relativ zuverlässiges machen.

Die Kontrollfunktionen von Supervisoren werden gemindert, wenn in einem Ausbildungsinstitut Kandidatinnen und Kandidaten frei zwischen verschiedenen Su-

pervisorinnen und Supervisoren wählen können. Wenn ein Arbeitsvertrag nicht zustande kommt, kann der Supervisor ohne Folgen verlassen und ein zuträglicherer gesucht werden. Das belegt, wie viel Freiwilligkeit und Freizügigkeit in der supervisorischen Kontrolle steckt; schließlich geht es etwa in einem schulischen Kontext nicht an, meinen Aufsatz dem Lehrer, der ihn schlecht zensiert hat, fortzunehmen und ihn einem anderen zu bringen, dessen gute Zensur mehr meinen Ansprüchen entgegenkommt. Die besten Ausbildungsergebnisse erzielt wahrscheinlich, wer Kontrolle und Freiwilligkeit verbindet; Kontrolle allein lähmt die freie und willige Initiative; Freizügigkeit allein riskiert Qualitätsverluste durch Regression.

Auf alle Begegnungen zwischen Lehrenden und Lernenden lässt sich anwenden, was Lichtenberg von Menschenkopf und Buch gesagt hat: Stoßen sie zusammen, und es klingt hohl – es muss nicht immer am Buch liegen. Ebenso wenig liegt es immer am Kandidaten, wenn eine Supervision scheitert. Aber es dient in solchen Fällen der Entwicklung von gemeinsamen Standards und von Konsens über Ausbildungsanforderungen, wenn es ein Institutsgremium gibt, in dem die so im Streit verlassenen Supervisoren sich mit denen austauschen, die später Wohlwollen gefunden haben, und wenn es den neutralen Zuhörern möglich ist, aus einer solchen Debatte ein besseres Verständnis der untersuchten Situationen zu gewinnen.

Mir scheint, dass die Überlegenheit des Gruppenurteils in der Klärung von komplexen, unsicheren Situationen in einer solchen Supervisorenkonferenz zum Tragen kommt. Diese Qualität sorgt für Ausgleich und ein Höchstmaß an Gerechtigkeit in Ausbildungsentscheidungen. Freilich bleiben diese Entscheidungen dadurch immer noch mit einem hohen Maß an Unsicherheit behaftet. Analytisches Wissen und Erfahrung belehren uns ja doch mehr darüber, dass jeder neue Fall neue Anforderungen stellt, als dass sie uns Regeln an die Hand geben, mit denen wir von Fall zu Fall immer schneller zu brauchbaren Ergebnissen kommen.

Daher müssen nicht nur die Supervisoren den Kandidaten zubilligen, sich zu irren und sich mühsam zurechtzufinden, sondern auch die Supervisoren benötigen eine solche Möglichkeit, um sich in ihrer Aufgabe zu entwickeln und die mit ihr verknüpften Probleme zu diskutieren. Aus diesem Grund sollte die Supervisorenkonferenz auch den Supervisoren vorbehalten bleiben und keine Vertreter des Vorstands oder der Kandidaten als regelmäßige Gäste haben, denn dadurch würde die Freiheit des Austauschs leiden. Intervision der Supervisoren, Austausch über Kandidaten, Erarbeiten verbindlicher Kriterien, was professionelles Arbeiten in allen beteiligten Feldern ist und wie es verbessert werden kann, das sind genug Aufgaben, um sich erst einmal in sie zu vertiefen.

Jedem nachdenklichen Menschen ist klar, dass Urteile über die Eignung einer Person zu einem Beruf schwierig und mit zahlreichen Irrtumsquellen behaftet sind. Wenn es äußere Kriterien gibt, wie den Umsatz eines Verkäufers oder die Haltbarkeit der Produkte eines Handwerkers, lässt sich schnell ein Konsens herstellen. Anders ist es in den Bereichen des Erziehens oder des Heilens. Menschen, die von sich überzeugt sind, diese Aufgaben zu beherrschen, lassen sich nicht leicht von dieser

Überzeugung abbringen; ihre Lehrer, die sie beurteilen sollen, wissen in der Regel wohl, dass auch ihr eigenes Urteil recht subjektiv sein kann. Es ist ähnlich, aber vielleicht noch komplizierter als in der Schule, wo doch auch vier Mathematiklehrer meist relativ einig sind, wie die Lösung einer Aufgabe zu beurteilen ist, während von Deutschlehrern berichtet wird, dass ein und derselbe Aufsatz, vier verschiedenen Lehrern vorgelegt, auch viermal unterschiedlich zensiert wurde.

Die Supervisorenkonferenz und die Verpflichtung des Supervisors gegenüber dem Wohlergehen der Patienten des Kandidaten und auch gegenüber dem Ruf des Instituts sind hier hilfreich, aber auch sicherlich noch verbesserungsbedürftig. Wesentlich für die Zukunft erscheint mir ein stärker differenziertes Vorgehen mit professionellen Mängeln der Kandidaten. Die Entscheidung, ob sich jemand eignet oder sich nicht eignet, ist angesichts des hochkomplexen Arbeitsfeldes und der Unzahl an unterschiedlichen Variablen primitiv, obwohl sie manchmal gerade so getroffen werden muss.

Die Mittel, einen Kandidaten zu fördern, der noch nicht geeignet, aber auch nicht gänzlich ungeeignet erscheint, sind wenig ausgearbeitet; es gibt praktisch keine gezielten Maßnahmen, sondern nur Wiederholungen dessen, was er schon absolviert hat und was offenbar gerade nicht sonderlich viel ausrichten konnte: Noch mehr Supervisionssitzungen, noch mehr Theorie, noch mehr Selbsterfahrung. Vielleicht müssen wir Supervisoren uns künftig mehr einfallen lassen – beispielsweise einen Studienaufenthalt an einer Klinik, die Spezialwissen anbietet, ein Praktikum, ein gezieltes Literaturstudium, Teilnahme an einer Gruppensupervision, die technische Hilfsmittel (wie Videoaufzeichnungen) verwendet.

## Die Dynamik der Überweisung

Wer keinen Platz für neue Patienten hat, muss diese abweisen oder, höflicher, überweisen. Es gibt eigene Institutionen dafür, Beratungsstellen der Institute, die eingerichtet worden sind, um angehende Analytiker mit geeigneten Patienten zu versorgen. In der Supervision von Kandidaten zeigen sich oft Probleme in der Zusammenarbeit mit der Beratungsstelle. Manche Anfänger fühlen sich schließlich durch Patienten aus der Beratungsstelle, die wenig motiviert sind und bald abspringen, regelrecht verfolgt.

In jeder frei zugänglichen Beratungsstelle sammeln sich Patientinnen und Patienten mit unsicherer Motivation. Wer gute Beziehungen hat bzw. diese rasch aufbauen kann und dadurch auch ein angenehmer Psychotherapiepatient ist, wird sozusagen unter der Hand vermittelt und ist bald untergekommen, während sich in der zirkulierenden Population noch in Zielen, Motivationen, Ansprüchen unabgeklärter Personen jene Menschen sammeln, denen bisher mit den leichter zugänglichen Einrichtungen nicht zu helfen war.

*Ein Beispiel: Der 30jährige Arbeitslose hat bereits eine Analyse hinter sich, die er nach hundert Stunden abbrach; danach begann er eine Psychodramatherapie und verliebte sich in die Leiterin derart, dass er inzwischen Mordgedanken gegen sie hegt und ihr vorwirft, sie habe die Behandlung so gestaltet, dass er sich verlieben musste. Er versichert, er werde sie nicht wirklich umbringen, bleibt aber dabei, sie sei schuld an seiner Verliebtheit und habe ihn verführt. Wenn der angehende Analytiker ihm nun vermitteln möchte, dass er doch selbst mitverantwortlich an dieser im Liebeskampf gescheiterten Behandlung sei, fühlt sich der Patient sofort missverstanden und wird deutlich unzugänglicher.*

Der Kandidat gerät in einen Konflikt zwischen seiner Identität als Auszubildender und der als Praktiker. Wenn es sich ausschließlich um „seinen“ Patienten handeln würde, könnte er eindeutig konfrontieren, eigene Ziele festlegen und dem Patienten die Wahl überlassen, ob er unter diesen Bedingungen bei ihm bleiben will. Da der Patient von einer Lehranalytikerin mit dem Vorschlag/Auftrag einer (tiefenpsychologisch fundierten) Behandlung an ihn weitergereicht wurde, gerät der Kandidat in einen Konflikt: Stimmt nun sein Eindruck, hat er etwas übersehen, hat er es nicht vermocht, die positiven Seiten des Patienten herauszuholen und das Arbeitsbündnis zu festigen?

Dieser Patient war unentschieden, ob er die (mögliche) therapeutische Hilfe oder eine (unmögliche) unmittelbare Befriedigung wollte. Die eine Therapie hatte er, seiner Aussage nach ergebnislos und ohne Interesse für seine Beteiligung an dieser Ergebnislosigkeit, abgebrochen. Die andere hatte zu einem Ergebnis geführt – er hatte sich verliebt – das nach seiner Aussage dazu führte, dass es ihm schlechter ging und er neben seinen anderen Kränkungen auch noch die Zurückweisung durch die Therapeutin verarbeiten musste.

In dieser Lage ist ein solcher Patient angenehm zu überweisen und unangenehm zu behandeln. In der Überweisung an einen neuen Therapeuten steckt die Hoffnung, diesmal die richtige Hilfe zu erhalten, gleichzeitig aber auch die Erlösung, dass weder die überweisende Therapeutin noch der überwiesene Patient gezwungen sind zu verwirklichen, was gewünscht wird.

In diesem Ereignis scheint etwas Typisches zu stecken, das zum Schicksal von Personen gehört, die dauernd auf der Suche nach dem „richtigen“ Therapeuten sind, der sie für schlimme Erfahrungen mit den bisher aufgesuchten „falschen“ Therapeuten entschädigt. Der überweisende Berater ist in solchen Fällen sozusagen Gast im Luftschloss des Patienten; der ausführende Behandler hingegen muss herausfinden, was den Ansprüchen an ein irdisches Haus standhält. Im einen Fall bestimmen Hoffnungen Übertragung und Gegenübertragung; im anderen Enttäuschungen. Der überweisende Therapeut kann die paranoide Spaltung unangetastet lassen, dass der Patient bisher schlechten Helfern (Eltern, Liebespartnern) zum Opfer gefallen ist, ihm aber am Ende seines Weges die Erlösung durch einen guten Helfer winkt. Der behandelnde Therapeut muss hingegen die depressive Po-

sition erreichen, in der erkennbar wird, dass jeder Mensch gute und böse Seiten verbindet und wir nicht von einem idealen Partner aus unserer Liebesunfähigkeit erlöst werden können. Für narzisstische Verführungen anfällige Therapeuten in der überweisenden Position geben nicht selten dem Patienten sogar in seiner radikalen Entwertung der bisherigen Behandlungen recht, bestätigen ihm seine Ansprüche und Sehnsüchte, verheißen ihre Erfüllung, wenn er erst den richtigen Therapeuten finde, und erklären ihm gleichzeitig, sie seien aus Zeitmangel oder aber wegen ihrer finanziellen Ansprüche, die nur Privatpatienten befriedigen könnten, nicht in der Lage, ihm selbst zu helfen.

Die Supervision von Therapeuten während ihrer Anfangszeit lehrt in diesem Zusammenhang auch, wie häufig sich besonders komplikationsreiche, kräftezehrende und enttäuschende Fälle aus Situationen ergeben, in denen sich ein Therapeut unfrei fühlt und sein eigenes Urteil gegenüber dem realen oder auch nur imaginierten Druck zurückstellt, den er durch einen erfahrenen Kollegen oder eine andere Person erfährt, der er sich verpflichtet fühlt. Die Verwandte des Chefarztes, der Bruder des Freundes eines Freundes, die Tochter des örtlichen Bürgermeisters, die Ehefrau eines Funktionärs der Ärztekammer – das sind alles heikle Fälle, die viel Selbstbewusstsein und Unabhängigkeit erfordern und von denen der Anfänger umso eher die Finger lassen sollte, je mehr er sich anfänglich dadurch geschmeichelt fühlt, dass die Wahl gerade auf ihn gefallen ist.

*Wie beliebt es ist, Patienten fortzuloben und in diesem Prozess Aggressionen zu binden, zeigt eine weitere Szene: Die 35jährige Zwangskranke kommt auf Anraten einer Verhaltenstherapeutin, mit der sie sich offensichtlich duzt. Diese habe ihr gesagt, bei ihr müsse es in die Tiefe und zur Aggression gehen, das habe sie nicht gelernt, dafür sei ein Analytiker der Richtige. Die Rekonstruktion der Vorgeschichte zeigt, dass die Patientin bereits zwei Analysen nach kurzer Zeit abgebrochen hat, weil die betreffenden Therapeuten nicht ihre sehr genauen Vorstellungen von der „richtigen“ Therapie erfüllen konnten.*

Überweisungen von Patienten enthalten oft Elemente einer imaginären Kommunikation. Analytikerinnen, die längere Zeit in solchen verteilenden Funktionen arbeiten, entwickeln oft die Fantasie, dass sie sozusagen Zusammenstellungen „komponieren“ und Kandidaten mit genau passenden Patienten versorgen können. Der Patient ist dann Träger einer Botschaft. Aus meiner eigenen Ausbildungszeit kann ich mich erinnern, dass ich aus solchen Botschaften schon geraume Zeit vor dem Ausbruch eines offenen Konfliktes bemerken konnte, dass die überweisende Kollegin mich nicht akzeptierte.

Inzwischen kenne ich auch die andere Seite. Es ist keine angenehme Aufgabe, Patienten zu verteilen, und ich sehe jedem Kollegen den Versuch nach, sich in dieser Funktion selbst zu idealisieren und sich beispielsweise mit der oben angesprochenen Voraussicht auszurüsten. In Wahrheit ist es oft schmerzlich, Menschen, denen

man wohl will und denen man vielleicht helfen könnte, weiterzuleiten. Idealisierungen nach dem Motto „ich habe da einen guten Patienten, sehr differenziert“ oder „ich habe da einen guten Therapeuten, warmherzig und kompetent“ suchen eine weglose Durststrecke zu überbrücken, in der gar nicht wenige Patientinnen und Patienten wieder verloren gehen. In einer Kollegenrunde hat ein Nervenarzt, der eine der größten Delegationspraxen Deutschlands leitet, mir einmal gestanden, dass er sich inzwischen eine Art routinierter Distanz bis hin zur Unfreundlichkeit zugelegt hat, um einer von ihm als problematisch erkannten Neigung zu begegnen, den Patienten, den er doch überweisen muss, im Vorgespräch durch zuviel Interesse und Einfühlung an sich zu binden und dadurch dem Nachfolgetherapeuten die Kontaktaufnahme zu erschweren. Damit kann man natürlich auch zu weit gehen. Im schlimmsten Fall kehrt ein schwach motivierter Klient der Psychotherapieszene enttäuscht den Rücken. Aber das ist wahrscheinlich konstruktiver, als ihm zuviel zu versprechen. Im Lauf meiner eigenen Tätigkeit bin ich immer vorsichtiger geworden, Patienten über Namen hinaus mit Empfehlungen zu versorgen oder Kollegen anzurufen, um ihnen einen bestimmten Kranken ans Herz zu legen. Ich glaube, dass der typische Psychotherapiepatient nicht durch Intelligenzmängel oder Unwissenheit gehindert ist, Termine mit Analytikern zu vereinbaren, ohne dass ihm eine persönliche Empfehlung den Weg bereitet. Er soll sich mehrere ansehen, denn diesen Akt der Selbstständigkeit und der Wahlfreiheit kann dem, der ihn leistet, die beste Empfehlung nicht ersetzen. Und dann soll er sich entscheiden, ich mag es nicht für ihn tun.

Eine Art unfreiwilliger Supervision entsteht, wenn Vor- oder Nebenerfahrungen mit anderen Behandlungen geklärt werden sollen, bis hin zum Bericht über Missbrauchserlebnisse (Schmidbauer 1997). Viele Therapeuten vermeiden es in solchen Fällen, die Arbeit des Vorbehandlers genau zu untersuchen und wenn möglich auch seinen Namen zu erfahren. Das erscheint mir unprofessionell, weil auf diese Weise wertvolle Informationen verloren gehen und die Urteilsfindung sehr erschwert ist. Der Verzicht auf den Namen ist fast immer auch ein Verzicht auf den Affekt. „Auch auf die Mitteilung von Namen kann man nicht verzichten, die Erzählungen des Patienten bekommen sonst etwas Schattenhaftes.“ sagt Freud dazu (1913, S. 469).

Supervision heißt immer, im Vertrauen, aber nicht im blinden Vertrauen zu arbeiten; die Aussagen des Supervidierten sind meist die einzige Quelle, aus der wir unser Urteil über sein professionelles Handeln schöpfen können. Fairness in diesem Urteil entsteht nicht durch Vermeidung von Wissen, sondern durch Distanz von Parteinahme und dadurch, dass Entwertungen nicht mitvollzogen, sondern benannt und aufgeklärt werden. Ohne eine von Achtung und Einfühlung getragene Beziehung zum Supervisanden bleibt Supervision oberflächlich; ohne klare Orientierung an einer Festigung und Steigerung der professionellen Qualifikation leer. Nur wo diese beiden Ziele gemeinsam realisiert werden können, wird sie ihre Aufgabe erfüllen und den Prozess der Selbstqualifikation in komplexen Berufen angemessen fördern.

## Literatur

- Bauer, A./Gröning, K. (Hg.) (1995): Institutionsgeschichten/Institutionsanalysen. Sozialwissenschaftliche Einmischungen in Etagen und Schichten ihrer Regelwerke. Tübingen.
- Bettighofer, S. (1998): Übertragung und Gegenübertragung im therapeutischen Prozess Stuttgart/Berlin/Köln.
- Bion, W. R. (1970) Erfahrungen in Gruppen. Stuttgart.
- Blarer v. A. (1994): Gegenübertragung in der psychoanalytischen Supervision. In: *Psyche* 48, S. 425-452.
- Bott Spillius, E. (1991) (Hrsg): Melanie Klein heute, Bd.1, München/Wien.
- Buchholz, M. (1997): Psychoanalytische Professionalität: Andere Anmerkungen zu Grawes Herausforderung. *Forum Psychoanal* 13: S. 75-93.
- Driver, Ch./Martin, E. (2002): "Supervising Psychotherapie", London.
- Engelbrecht, H. (1990): Inszenierung der Übertragung in der Supervision. In: *Psyche* 44, S. 675-688.
- Freud, S. (1913): Zur Einleitung der Behandlung. *Ges.W.* VIII
- Frey-Wehring, C. T. (1998): Bemerkungen zur Supervision. In: *Handbuch zur Supervision*, Hg: C. G. Jung-Institut, Zürich
- Hobdell, R., Grinberg, L. (1990): *The Goals of Psychoanalysis*, London/New York.
- Haesler, L. (1996): Die Beziehung zwischen Supervisor und Kandidat. In: *Psyche* 50, S. 321-336.
- Hohage, R. (2001): Analytische und tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie: Unterschiede zwischen analytischer und therapeutischer Haltung. Unveröffentlichter Vortrag auf der DPV-Tagung im Herbst 2001.
- Jacoby, M. (1998): Übertragung/Gegenübertragung als Thema der Supervision. In: *Handbuch zur Supervision*, Hg. C. G. Jung-Institut, Zürich.
- Kernberg, O. F. (1988): *Innere Welt und äußere Realität*. München/Wien.
- Klein, M. (1962): *Das Seelenleben des Kleinkindes*. Stuttgart.
- Kohut, H. (1973): *Narzissmus*. Frankfurt am Main.
- Lazar, R. A. (1990): Supervision ist unmöglich. In: Prühl, H.: *Handbuch der Supervision*, Berlin, S. 371-394.
- Löwer-Hirsch, M. (2001): Intersubjektivität und Supervision. In: Oberhoff/Beumer (Hg.): *Theorie und Praxis psychoanalytischer Supervision*, Münster.
- Möller, H./Hegener, W. (2001): Supervision: Kunst oder Wissenschaft? In: Oberhoff/Beumer (Hg.): *Theorie und Praxis psychoanalytischer Supervision*, Münster.
- Neidhart, W. (2001): Einige Gedanken zur Supervision als psychoanalytischer Prozess. Unveröffentlichter Vortrag.
- Oberhoff, B./Beumer, U. (Hg.) (2001): *Theorie und Praxis psychoanalytischer Supervision*. Münster.
- Oberhoff, B. (2002): *Übertragung und Gegenübertragung in der Supervision*. Münster.
- Schmidbauer, W. (1982): *Helfen als Beruf. Die Ware Nächstenliebe*. Reinbek.
- Schmidbauer, W. (1997): *Wenn Helfer Fehler machen*. Reinbek
- Schön, D. (1983) *The Reflective Practitioner*. New York
- Scobel, A. W. (1991): *Was ist Supervision?*; Göttingen.
- Schreyögg, A. (1992): *Supervision. Ein integratives Modell*. Paderborn.
- Springer, A. (...): *Panel Supervision*. Unveröffentlichter Vortrag.
- Stern, N. D. et al (2002): Nicht-deutende Mechanismen in der psychoanalytischen Therapie. Das „Etwas-Mehr“ als Deutung. In: *Psyche* 56, S. 974-1006

Anschrift des Verfassers: *Wolfgang Schmidbauer, Ungererstr. 66, 80805 München*

*Annemarie Bauer und Susanne Pfeifer-Voigt*

## **Selbstreflexion: „Das Immunsystem des Selbst“ – Aspekte der Mentalisierungsforschung und Überlegungen zum Transfer auf Supervision**

### **Zusammenfassung**

Es geht in diesem Artikel um einen derzeit im Rahmen der Entwicklungspsychologie einerseits und Krankheitslehre um psychische Störungen wie Borderline andererseits breit diskutierten Theorieansatz mit deutlichen Auswirkungen auf therapeutisches und pädagogisches Handeln: die Mentalisierung. Wir halten diesen Ansatz für die Supervision und einem ihrer ureigensten Anliegen – Reflexion und Selbstreflexion für wichtig und bereichernd.

Supervision ist reflexiv, Coaching ist lösungsorientiert: Dieser Streit verweist u.a. auf das Ausmaß und die Qualität der Selbstreflexion und Reflexion. Inhalt von Supervision ist die arbeitsbezogene Reflexion des beruflichen Handelns, also innerseelische und zwischenmenschliche Wirkfaktoren und Potenziale. Inhalt von Coaching ist arbeitsbezogenes Finden von konkreten anlassbezogenen (pragmatischen) Lösungen. Unter letzterem Gesichtspunkt ist allerdings jede Supervision auch Coaching, da es nicht bloß um Selbst- bzw. Beziehungserfahrung geht, sondern immer auch um fallbezogene oder generelle Handlungs- und Entwicklungspotenziale und deren Umsetzung. Supervision enthält mehr an Coachingelementen, als Coaching Supervisionselemente.

Wir wollen und können hier nicht alle Autoren der Supervision zitieren, denn unser Artikel dreht sich nicht um den (ewigen) Streits, oder um Reflexion und Selbst-Reflexion – das uralte Thema der Supervision.

### **Einleitung: Reflexion und Selbst-Reflexion – das uralte Thema der Supervision oder: Woher weiß ich, wer ich bin?**

Wie entsteht Selbst-Bewusstsein? Während Philosophen sich bis dahin vornehmlich mit der Welt „an sich“ auseinandersetzen, ging Descartes (1596-1650) davon aus, dass es diese eine Welt nicht gibt, sondern durch subjektive Wahrnehmungen und subjektives Denken konstruiert werde. Er trennt den Akt des Denkens vom Körper (Mechanismus), d.h. von den die Wahrnehmungen begleitenden Emotionen. Sein Ziel war es, durch die methodische Grundhaltung: Skepsis, Analyse, Konstruktion und Rekursion zu allgemeingültigen, „vernünftigen“ Handlungen zu gelangen (Rationalismus) (vgl. Damasio, 2006). Sein berühmter Ausspruch „Ich denke, also bin ich“, hat jedoch bei genauerer Betrachtung seine Tücken.

Möglicherweise steht hinter dem Rationalismus von Descartes der ständig aktuelle Wunsch des Menschen, seine Gefühle besser zu verstehen, besser zu kontrollieren und damit besser ausdrücken zu können und somit zu einem besseren Verständnis der Welt und der anderen „Selbst-Bewusstseinszustände“ zu gelangen. Descartes' mentaler Geist „als Gespenst in einer (organischen, d.V.) Maschine“ (Precht 2007, S. 58) ist natürlich längst durch beispielsweise Theorien der Emotionen, der Entwicklungspsychologie, der Persönlichkeitsentwicklung und der Hirnforschung widerlegt. Dennoch bleibt die Frage nach dem „Selbst“ spannend und fordert Geisteswissenschaftler weiterhin heraus.

Wir wollen in diesem Artikel die Mentalisierungstheorie vorstellen, die in den sozialwissenschaftlichen Theorien derzeit breit diskutiert wird, ihre Verknüpfungen aufzeigen und mit ihr die alte Frage (s.o.) neu unterfüttern und in ihrer Wichtigkeit unterstreichen: Die Frage der Reflexion und der Selbstreflexion. Die Mentalisierungstheorie ist somit in supervisorischen und in den metarefektorischen Prozessen, wie Lehrsupervision oder Balintgruppe von Bedeutung, da die Konzepte Erklärungen und verstehende Zugänge zu Ereignissen, Haltungen, Handlungen etc. in Organisationen und Teams beanspruchen.

### **Was ist „Mentalisierung“?**

Definition: Mentalisierung ist ein Begriff, der theoretisch in der Weiterentwicklung der Psychoanalyse und der Entwicklungspsychologie verortet ist. Zugrunde liegt die Überzeugung, dass die Realität im Geist nur abgebildet werden kann, dass diese Abbildungen aber nicht einheitlich sein und der realen Welt nicht exakt entsprechen können. Die Mentalisierungstheorie, die eng mit den Forschungsgruppen von Fonagy und Bateman, Allen und Kollegen verknüpft ist (Fonagy 1995, Fonagy/Target 2002, 2006, Bateman/Fonagy 2008), basiert jedoch nicht nur auf der Entwicklungspsychologie psychoanalytischer Provenienz, sondern baut auch auf die „strukturbezogene Psychotherapie“ (Rudolf 2006) auf, welche ein therapeutisches Handlungskonzept bei „strukturellen Störungen“ entwickelt hat.

Mentalisieren bedeutet die Kompetenz,

- sich auf „inneren Zustände“ in sich selbst und im Anderen beziehen zu können;
- das eigene Verhalten und das Verhalten anderer Menschen durch mentale Zustände und Vorgänge zu beschreiben, d.h. sozusagen die Gedanken anderer zu lesen und
- aus Verhalten Absichten abzuleiten zu können,
- das eigene Erleben und Handeln reflexiv bearbeiten zu können und
- reflexiv zu erfassen, welche Erfahrungen aus der Vergangenheit und der Gegenwart dazu geführt haben und führen, die derzeitigen Ideen, Gedanken und Wünsche zu entwickeln.

Mentalisieren bezeichnet aber auch die Fähigkeit, Repräsentanzen von sich selbst und anderen Personen zu entwickeln. Dabei ist nicht nur die Repräsentation einzelner Erfahrungen gemeint, sondern vielmehr die Organisation zurückliegender Erfahrung. Mit der Antizipation zukünftiger Ereignisse kann das Verhalten einer Person vorhergesagt und erklärt werden. Dabei ist es unwichtig, ob die vermuteten mentalen Zustände wirklich so vorhanden sind; wichtig ist die Fähigkeit, die mentalisierten Gedanken als Repräsentationen der Wirklichkeit zu verstehen. Zum Beispiel entsteht Angst durch reale Gefahren. Es kann aber auch nur die Einschätzung einer Situation als gefährlich erlebt werden – unabhängig davon, ob diese gefährlich ist oder nicht.

Obwohl Mentalisierung eine fundamentale menschliche Fähigkeit ist und uns sehr selbstverständlich vorkommt, ist darunter ein komplexer Vorgang zu verstehen:

- Wir mentalisieren meist schnell und ohne dass uns das bewusst wird, z. B. wenn wir in einer Situation eine Überzeugung gewinnen,
- wir mentalisieren explizit, z. B. wenn wir eine Episode erzählen und
- implizit, z. B. wenn wir uns auf eine uns bekannte Art bedroht fühlen.

Die Kunst, Geist und Seele („mind“) eines anderen zu lesen, bedarf Genauigkeit und die Berücksichtigung von Ungewissheit. Wir wissen oft nicht genau, was der andere denkt und fühlt, aber wir sind auch nicht völlig ahnungslos, was im anderen abläuft. Es braucht deshalb Flexibilität in der Wahrnehmung und in der Interpretation der inneren Zustände des Gegenübers, wenn wir die daraus resultierenden Handlungen wahrnehmen und verstehen wollen. Besonders in Stress- oder Belastungssituationen ist unsere Mentalisierungsfähigkeit eingeschränkt. Aus Missverständnissen entstehen dann rasch Verwirrungen. Sich falsch verstanden zu fühlen, generiert oft heftige Gefühle, die zu Rückzug, Feindseligkeit oder kontrollierendem Verhalten führen.

Eine ausgeprägte Mentalisierungsfähigkeit bietet somit enorme Vorteile: sowohl bezogen auf die Phylogenese als auch auf die Ontogenese. Die vermutlich einzigartige Fähigkeit des Menschen, in Ketten zu denken und Verhalten anderer zu antizipieren, aber auch zu interpretieren, dient eindeutig der Überlebensfähigkeit. Personen mit Mentalisierungsfähigkeit sind solchen Menschen gegenüber überlegen, die das nicht können, weil sie eine größere soziale Kompetenz entwickeln: Sie können die Kommunikation und Beziehungsgestaltung kontrollieren und zielgerichtet gestalten; sie können eigene Emotionen wahrnehmen und – im Normalfall – leichter regulieren.

## Mentalisierung als Bestandteil neuer entwicklungspsychologischer Überlegungen

### *Affekte und Emotionen – oder: Ich fühle, also bin ich?*

Der Mensch beansprucht in dieser Welt einen besonderen Status, da er sich alleinig als ein Wesen begreift, welches über Geist, (emotionales) Bewusstsein, Intelligenz, Verstand und Vernunft sowie Sprachvermögen verfügt. Aber machen diese vermeintlichen Fähigkeiten sein Leben leichter (vgl. Goleman 2001)?

Studien zu Entscheidungsfindungsprozessen bei Menschen zeigen immer wieder, wie Affekte und Gefühle das menschliche Denken maßgeblich beeinflussen. Die Forschung menschlicher Emotionen und Emotionsverarbeitung zeigt viele interessante Ansätze und Theorien, aber auch widersprüchliche Ergebnisse. Bereits die Frage, was „Emotionen“ sind und wie viele es gibt, wird in der Literatur unterschiedlich beantwortet. Unterschieden werden zunächst unbewusste „Affekte“ und Emotionen, die kognitiv begleitet werden können. So geht beispielsweise Paul Ekman (vgl. Roth 2003, S. 292 ff.) von 15 Basis-Emotionen aus, aber nur sechs erweisen sich in seinen Studien als kulturell unabhängig: Glück und Überraschung, Ärger und Furcht, Verachtung und Trauer.

Menschliche Empfindungen scheinen einerseits von angeborenen, d. h. hirnpfysiologischen Fähigkeiten und andererseits stark von Lernprozessen und Erfahrungen abhängig zu sein (ebd.). Aber auch die Frage nach Emotionen und Gedächtnis weist Stolpersteine auf. Zwar lässt sich hinreichend erklären, warum man Inhalte und Erlebnisse, die an starke Emotionen gekoppelt sind, besser erinnert werden. Doch woher weiß man, dass die Erinnerungen „richtig“ sind? Erschwerend kommt hinzu, dass die für den Menschen prägende Zeit die ersten drei Jahre sind, an die sich aufgrund des Phänomens der „infantilen Amnesie“ (Freud) die meisten Erwachsenen nicht erinnern können. Was also fühlt das „Selbst“? Sind es wirklich eigene Gefühle oder sind es Resultate zugrundeliegender Prägungen, ein durch elterliche und kulturelle Modelle vorgegebenes „Skript“?

Wir wissen aber sicher, dass für die emotionale Entwicklung des Kindes die affektive Kommunikation zwischen den primären Bezugspersonen und dem Kind zentrale Bedeutung hat (Rauh 2002, S. 190 ff., Schneewind 2002, S. 117 ff., vgl. auch: Brooks/Goldstein 2007). Die weitere Differenzierung der Emotionen ist eng an die kognitive und sozialkognitive Entwicklung des Kindes gebunden. Nach Sroufe (1979, vgl. Rauh 2002) erleben Kleinkinder bestimmte Affekte und emotionale Zustände in entwicklungspsychologisch angeordneter Abfolge, ohne kognitive Zugänge zu ihren Empfindungen.

Die Schritte gehen von der Periode der absoluten Reizschranke (1. Monat) über die Differenzierung von Freude z. B. im Ausdruck von vollem Lachen, aber auch in und Wut und Enttäuschung zu der Entstehung der ersten Spuren des Selbstkonzeptes (19.-36. Monat) mit Differenzierung von positivem Selbstwert, Scham, Trotz und Bockigkeit bis hin zu absichtlichem Wehtun und letztendlich zur Phase des



Spiels und der Fantasie (ab 36 Monaten) mit Differenzierungen von Stolz, Liebe aber auch Schuldgefühlen (vgl. Rauh 2002, S. 187 ff).

Für die emotionale Entwicklung des Kindes hat die affektive Kommunikation zwischen den primären Bezugspersonen und dem Kind zentrale Bedeutung. Sie benötigen dazu die Übersetzung durch die Bezugspersonen – was die Mentalisierungstheorie „spiegeln“ und „markieren“ nennt.

### **Spiegelung und Markierung**

Spiegelung und Markierung der Affekte des Kindes durch seine primären Bezugspersonen fördern dabei die sich entwickelnde Fähigkeit des Kindes, seine emotionalen Zustände zu modulieren, um nicht von den Affekten überwältigt zu werden. So wird der unmittelbare Ausdruck affektiver Erregung des Kindes von den Bezugspersonen aufgenommen und in Mimik und Stimme zurückgegeben (z. B. Ammensprache). Dem Vorgang der Markierung wird eine große Bedeutung zugemessen: Ein Affekt – z. B. Wut – wird markiert, d. h. übertrieben zurückgegeben; dadurch wird er aufgenommen und gespiegelt als etwas, das vom Kind kommt, aber durch die Bezugsperson – erkenntlich als von ihr kommend – beantwortet wird.

Der Affektausdruck erhält seine Markierung, indem er z. B. abgemildert wird oder indem Anteile eines anderen Affekts, z. B. eine Beruhigung beigefügt wird, oder indem er übertrieben und damit entschärft wird. Das markierte Spiegeln vermittelt dem Säugling so ein Gefühl von Urheberschaft und Kontrolle. Die Unterscheidung von Selbst und Nicht-Selbst kann entwickelt werden und die Symbolisierungsfähigkeit wird gefördert. Unbewusst aber konsequent schreibt die feinfühligkeitsvolle Bezugsperson dem Kind durch ihr Verhalten einen mentalen Zustand zu und behandelt es als mentalen Akteur.

Je besser die Bezugspersonen die mentalen Zustände des Säuglings und Kindes spiegeln, markieren und langsam in den Als-ob-Modus überführen, umso klarer reift das Selbst-Bewusstsein des Kindes. Wenn die Bezugsperson

- dem Kind eine Absicht unterstellt, auch wenn es noch keine Absicht hat, (z. B. „Du willst mich offenbar veräppeln?“),
- wenn sie dem Kind eigene Emotionen mitteilt (z. B. „Mama ist jetzt gerade sehr mit XY beschäftigt“),
- wenn sie dem Kind mentale Prozesse unterstellt (z. B.: „Du denkst ja gerade nach!“)

und das alles auch schon zu einer Zeit, in der das Kind dazu kognitiv noch gar nicht in der Lage dazu ist, entwickelt sich ein stabiles Selbst. Voraussetzung ist allerdings, dass die Verbalisierungen tatsächlich mit den Emotionen und Gedanken des Kindes zu tun haben, was gebunden ist an die Feinfühligkeit der Bezugspersonen.

Ziele des „Spiegelns“ und „Markierens“ sind somit die Entwicklung der eigenen Affektregulierung und die Entwicklung sekundärer Repräsentanzen.

### **Schritte auf dem Weg zur mentalen Autonomie**

Die neue Säuglingsforschung geht von einem „kompetenten Säugling“ aus (vgl. Dornes 1994, Rauh 2002, S. 162 ff). Computergesteuerte Untersuchungen weisen aus, dass Affekte und ihre Veränderungen schon vom Säugling als differenzielle Gefühle gespürt und wahrgenommen werden. Die Integration sensorischer und perzeptueller Daten im Gehirn, die zum Gefühl führt, ist zunächst kein kognitiver Prozess. Erst mit dem Erwerb des Ich-Bewusstseins und der Symbolfunktion ab ca. 1,5 Jahren können Handlungen und Wahrnehmungen fantasiert werden. Jetzt kann das Kind sich vorstellen, dass die Mutter weggeht und über diese Vorstellung einen intrapsychischen Affekt auslösen.

Im Laufe der Entwicklung findet eine kognitive Anreicherung der Affekte und eine zunehmende Interaktion von Kognition und Affekt statt. In den ersten zwei Jahren ist der Gesichtsausdruck des Kindes der beste Auskunftgeber, wie sich ein Kind fühlt; ihn zu lesen und ihn zu beantworten ist Aufgabe der Bezugspersonen und vermutlich entwickelt sich nur daraus emotionale Differenziertheit.

Gegen Ende des ersten Lebensjahres beginnen Kinder menschliches Handeln im zielgerichteten, dem „teleologischen Modus“ zu verstehen. Es ist der Beginn eines eigenen Selbst, in dem sich das Kind als zielgerichteter Urheber von Aktionen und Interaktionen erlebt. Das Kind kann Aktionen nach seinem Ergebnis unterscheiden und eine Urheberschaft wahrnehmen. Aus mehreren Möglichkeiten kann das Kind den besten Weg auswählen, um dem Ziel näher zu kommen. Gleichzeitig erwartet das Kind auch, dass sich Bezugspersonen gegenüber konkreten Zielen vernünftig und rational verhalten. Das Kind hat dabei vermutlich aber noch keine Vorstellung von den Motiven und Wünschen des Gegenübers.

Das sehr kleine Kind erlebt die innere Welt mit der äußeren Welt identisch. Alternative Perspektiven können noch nicht entwickelt werden: Wenn das Kind denkt, ein „Räuber“ sei in seinem Zimmer, kann man das zwar überprüfen und feststellen, dass das nicht so ist; dennoch ist es möglich, dass beides gleichzeitig existiert: das Zimmer mit Räuber und das Zimmer ohne Räuber. Beides ist konkret. Dass Denken und Imaginieren Prozesse sind, die durch den menschlichen Geist entstehen, also Abbilder und Interpretationen der Umwelt sind, nicht die Realität selbst, kann vom kleinen Kind noch nicht gedacht werden.

Eine Trennung von Selbst und Objekt, von Fantasie und Realität hat noch nicht stattgefunden. Nach außen in die Umwelt projizierte Fantasien können große Angst auslösen. Im günstigen Fall nehmen Eltern die Wahrnehmung des Kindes ernst, stellen aber eine andere Perspektive zur Verfügung und sind nicht geängstigt.

Diese Phase des psychischen „Äquivalenzmodus“ wird durch einen folgenden Entwicklungsschritt abgelöst, der Erleichterung bringt. Im „Als-Ob-Modus“, dem Modus des Spiels und der Imagination, wird die Gleichsetzung von innerer und äußerer Welt mental entkoppelt. was Kontrolle und Modifikation ermöglicht. Die physische Welt ist eine eigene Welt und die imaginierte Welt, z. B. im Spiel ist eine andere, eigene Realität und die in der fantasierten Welt auftretenden Gedan-

ken, Wünsche und Handlungen bleiben ungefährlich. Im Tagtraum z. B. existiert der „Als-Ob-Modus“ im Erwachsenenalter weiter.

Erst im Alter von ca. 4 Jahren sind Kinder stabil in der Lage, bei ihren Überlegungen, z. B. zu Handlungen, in Rechnung zu stellen, dass die innere Überzeugung nicht mit der Realität übereinstimmen muss. Sie erleben Unterschiede und können dann bereits die Perspektive des Anderen übernehmen und damit viele unterschiedliche Rollen spielen.

In den frühen Phasen der Entwicklung lernt das Kind, selbst Veränderungen in seiner physischen und sozialen Umgebung herzustellen: es entdeckt seine Wirksamkeit. Dies bezieht sich zunächst auf physische Dinge seiner Umwelt, zunehmend auf andere Personen: es kann sie herbeirufen und dazu bringen, etwas (für das Kind) zu tun.

Fünf Phasen der Urheberschaft werden unterschieden:

- die körperliche Ebene: Das Kind kann Dinge im Raum verändern;
- die soziale Ebene: Selbst in den frühen Interaktionsprozessen kann sich das Kind als Urheber für Reaktionen und Handlungen der Bezugspersonen erfahren;
- die teleologische Ebene: Mit ca. 8-10 Monaten beginnt das Kind, durch verschiedene Möglichkeiten Ziele zu erreichen bezogen zunächst auf den umgebenden Raum;
- die intentionale Ebene: Im Laufe des 2. Lebensjahres erkennt das Kind bei sich und anderen, warum bestimmte Handlungen entstehen;
- die repräsentationale Ebene: ab dem 4. Lebensjahr können Kinder Wissen und Überzeugungen in ihre Überlegungen über Dinge einbeziehen; sie können falsches Wissen identifizieren, womit ein Verweis auf die mentale Repräsentation gegeben ist (nach Fonagy, Gergely et al., 2002).

Das bedeutet, dass das Kind sich zunehmend als Urheber von Handlungen begreifen und mental planen kann. Es lernt, Interaktionen zu verstehen, sie zu planen und einzubeziehen, dass die beteiligten Menschen unterschiedliche Wünsche, Affekte und Vorstellungen haben. Und: es kann über Emotionen anderer nachdenken, was als sekundäre Repräsentanz bezeichnet wird.

Noch etwas anderes ist bedeutsam: Das Kind kann etwa ab dem 6. Lebensjahr sich selbst historisch verstehen; es kann Erinnerungen an frühere Intentionen, Wünsche und Affekte herstellen, was Grundvoraussetzung für ein biografisches Selbst ist.

### ***Bindung, Bindungssystem und Bindungsstile – oder: Ich werde verstanden, also bin ich?***

Wie bringt ein Kleinkind seine Bezugsperson – andere Menschen – dazu, die emotionale Übersetzungsarbeit zu leisten, generell fürsorglich zu sein? Die Frage verfolgt die Bindungstheorie; sie will die Neigung des Menschen, enge, von intensiven Gefühlen getragene Beziehungen zu anderen zu entwickeln, erklären. Gegenstand ist somit Aufbau und Veränderung (enger) Beziehungen im Lebenslauf. Nach John

Bowlby und viele nach ihm kommenden Forscher und Autoren entwickelt bereits der Säugling ein Bindungsverhaltenssystem („attachment system“), was beim Erwachsenen Fürsorgeverhalten („nurturing“) auslöst, mit dem Ziel, den Fortbestand der Spezies zu sichern (vgl. Sprangler/Zimmermann 2002, Rauh 2002).

Bereits ein Säugling ist in der Lage, eine personenspezifische Bindung, auch bei minimalem Interaktionskontakt, mit einem anderen Menschen aufzubauen. Unter Bindung versteht man nach dieser Theorie ein psychologisches Konstrukt, das Emotionen, Motivationen und Verhalten des Kindes je nach Erfordernissen der Situation strukturiert. Durch die sichere Bindung eines Säuglings bzw. Kleinkindes an sein Bezugsperson entwickelt sich soziale Kompetenz, das Selbstvertrauen sowie die Selbstregulation und nicht zuletzt Schutz vor aggressivem Verhalten. Eine sichere Bindung verhilft dem Kind außerdem zu Urvertrauen – in sich selbst und in andere Menschen. Bindungsforscher gehen davon aus, dass in der bindungsmotivierten Interaktion mit seiner primären Bezugsperson das Kleinkind ein individuelles Verhaltensrepertoire, ein „Skript“, entwickelt, das ihm bei der Aufnahme und Gestaltung neuer Beziehungen als (lebenslange) Orientierung dient.

Bindung geht einher mit der Entwicklung der motorischen Fähigkeiten der Bewegung (hin und weg von Bezugsperson) und mit der kognitiven Fähigkeit der Objektpermanenz. Höhepunkt der Bindung erlangt das Kind zwischen 12 und 18 Monaten, zielkorrigierte Partnerschaft aber erst ab etwa dem dritten Lebensjahr. Letzteres bedeutet, dass das Kind zu lernen beginnt, in der Beziehung zwischen seinen Bindungsbedürfnissen und seinen Explorationswünschen eine Balance mit der Bindungsperson auszuhandeln. Dabei ist zu beobachten, dass das Kind in sicher empfunden Situationen nicht unbedingt Bindungsverhalten aktiviert. In unvertrauten Situationen oder wenn sich das Kind unwohl fühlt, sucht es jedoch aktiv die Nähe und den Schutz seiner Bindungsperson.

Bindung wird somit als primäres menschliches Bedürfnis, als überlebensrelevant angesehen. Aus diesem Grund bezeichnet Mary Ainsworth (1978) Bindung als sichere Basis („haven of safety“). Durch ihre Forschungen mit der sogenannten „Fremden Situation“ werden hauptsächlich drei Bindungsstile unterschieden:

1. Unsicher-vermeidend: Kinder suchen nach einer Trennung bei der zurückkehrenden Mutter nicht ihre Nähe und sie haben gelernt, ihren Gefühlsausdruck zu minimieren; das Verhalten wirkt im ersten Augenblick reif, verweist aber auf weniger einfühlsame Mütter, die von ihren Kindern schon sehr früh eigenständige Regulationen der Gefühle fordert.
2. Sicher, balanciert: Kinder suchen Kuschelkontakt und zeigen ungehemmt ihren Kummer. Diese Kinder waren von Geburt an eher stabil und die Mütter zeigen sich verlässlich, freundlich und einfühlsam.
3. Ambivalent-unsicher: Kinder zeigen zwar ihren Kummer oder ihre Wut, verhalten sich aber ambivalent der Mutter gegenüber; einerseits suchen sie den Kontakt, andererseits widersetzen sie sich dem Kontakt und Interaktionsversuchen der Mutter. Die Mütter wurden von diesen Kindern mal überschwänglich herz-

lich und zugeneigt, als auch unerreichbar erlebt, wodurch sie keine vorhersehbaren Muster entwickeln konnten (Vgl. Sprangler/Zimmermann 2002).

Kritiker der Bindungsforschung merken an, dass die lebenslangen zwischenmenschlichen Beziehungsmuster kaum aus der Entwicklung von drei bzw. vier Grundbegriffen abgeleitet werden können (neueren Untersuchungen zufolge 4. desorganisiert). Es sei nicht nachvollziehbar oder durch empirische Untersuchungen belegt, dass das „innere Arbeitsmodell“ für Beziehungen 1½-jähriger ein Leben lang vorhalte. Vielmehr lerne der Mensch ein Leben lang in und durch die unterschiedlichsten Interaktionen mit anderen Menschen und sei durchaus in der Lage, modifizierte Verhaltensmodelle für unterschiedliche Interaktionsfigurationen zu entwickeln. Dennoch ist das Konzept der „Feinfühligkeit“ sicherlich ein wichtiger Aspekt, der noch einmal betont, dass Säuglinge (bereits im Mutterleib) von Geburt an empfindungsfähige, ihre Umwelt wahrnehmende, lernende und gestaltende Individuen sind.

Die Mentalisierungstheorie greift diese Erkenntnisse auf: Die Art der gemachten Bindungserfahrungen schlagen sich in unterschiedlichen mentalen Repräsentationen vom Selbst nieder. Diese mentalen Repräsentationen oder „internen Arbeitsmodelle“ beeinflussen langfristig die Selbst- und Beziehungsentwicklung einer Person entscheidend mit. Insgesamt sind die Auswirkungen günstiger und ungünstiger Interaktionserfahrungen in der frühen Kindheit prägend, oft, aber nicht immer reversibel (z. B. bei frühen Traumatisierungen).

### Mentalisierung im Konzept der „strukturellen“ Fähigkeiten und Störungen

Um die Mentalisierungstheorie in den Strängen ihrer Herkunft zu beschreiben, greifen wir auf neue Konzepte der Psychopathologie zurück – auf das Konzept der strukturellen Störungen (Rudolf 2006). Unter „Struktur“ versteht man den Aufbau, die Zusammenfügung, das Muster von Systemelementen, also die Art und Weise, wie Elemente eines Systems aufeinander bezogen sind. Dieser Strukturbegriff liegt auch dem psychologischen und therapeutischen Konzept der „Strukturellen Fähigkeiten“ bzw. der „Strukturellen Störungen“ zugrunde. Zu den strukturellen Fähigkeiten gehören folgende:

- Selbstwahrnehmung als die Fähigkeit sich als ein eigenes Selbst wahrzunehmen und kritisch betrachten zu können, in sein Inneres schauen und unterschiedliche Gefühle erkennen zu können (Selbstreflexion, Selbstbild, Identität, Affektdifferenzierung). Störung bedeutet: nicht mit dem eigenen Bild vertraut und unsicher in der eigenen Identität zu sein, eigene Affekte nicht differenzieren zu können.
- Selbststeuerung als Fähigkeit, auf die eigenen Bedürfnisse, Gefühle, Selbstwertgefühl selbst steuernd Einfluss nehmen zu können (Affekttoleranz, Selbstwertregulierung, Impulssteuerung, Antizipation). Störung bedeutet: den Selbstwert nicht regulieren zu können und sich von Affekten überrollen zu lassen.

- Abwehr(-mechanismen) als Fähigkeit, das seelische Gleichgewicht in Konflikten durch eigene Schutz- und Abwehrmechanismen aufrecht zu erhalten (Individuelle versus interpersonale Abwehr, Flexibilität der Abwehr). Störung bedeutet: die Dominanz unreifer Abwehrvorgänge, vor allem Spaltung und Projektion und damit eher interpersoneller als intrapsychischer Abwehrprozesse.
- Objektwahrnehmung als Fähigkeit zwischen innerer und äußerer Realität sicher unterscheiden zu können, Einfühlungsvermögen, den anderen Menschen ganzheitlich und als mit eigenen Rechten ausgestattet wahrzunehmen (Selbst-Objekt-Differenzierung, Empathie, ganzheitliche Objektwahrnehmung, objektbezogene Affekte). Störung bedeutet: verschwommene Grenzen zwischen sich selbst und den Anderen und damit die Unfähigkeit, sich empathisch Andere hineinversetzen zu können.
- Kommunikation als Fähigkeit auf den anderen zuzugehen, ihn zu verstehen, sich ihm mitzuteilen und gefühlsbezogene Signale zu verstehen (Kontaktaufnahme, Verstehen von Affekten, Mitteilung von Affekten, Reziprozität). Störung bedeutet: Schwierigkeiten sowohl beim Ausdruck von Emotionen als auch bei der Entschlüsselung von Emotionen anderer Menschen, aber auch die Schwierigkeit, die Beziehung zu anderen zu halten und diese zu verstehen.
- Bindung als Fähigkeit, innere Repräsentanzen des anderen zu errichten und längerfristig mit Empfindungen zu besetzen, Bindungen zu lösen und die Fähigkeit sich auf Bindungen einzustellen, die nicht gleichmäßig verlaufen (Internalisierung, Loslösung, Variabilität der Bindung). Störung bedeutet in diesem Kontext: Schwierigkeiten, das Bild anderer Menschen innerlich präsent zu halten und dadurch keine inneren Bilder präsent zu haben, die bei Gefahren stützen und beruhigen können; Schwierigkeiten, andere loszulassen und zu verabschieden.

Die Mentalisierung spielt in dieser Theorie der strukturellen Störungen und der „Strukturbezogenen Psychotherapie“ nach Gerd Rudolf und seiner Schule eine große Rolle. Die Grundaussage wird noch einmal wiederholt: Die Spiegelung des Affektes durch die Bezugsperson an das Kind führt dazu, dass das Kind seine eigenen Affekte kennen lernt und ihnen nicht ausgeliefert ist. Es lernt darüber, sie bewusst wahrzunehmen und später zu reflektieren.

Die Theorie besagt, dass Abweichungen von den beschriebenen Interaktionsprozessen zu teilweise erheblichen psychischen Störungen führen werden wie z. B.:

- Die Bezugsperson nimmt nicht die Gefühle des Kindes wahr, sondern nur ihre eigenen; damit ist die Interaktion gestört.
- Wenn die Bezugsperson Emotionen ausdrückt, wie es in der Interaktion mit Erwachsenen üblich ist, d. h. ohne Markierung, kann das Kind die Reaktionen nicht auf sich beziehen. Damit ist die Interaktion entgleist.
- Spiegelt die Bezugsperson nicht den Affekt des Kindes, sondern einen anderen, dann bekommt das Kind nicht nur keine Antwort sondern auch noch ein falsches Selbstbild.

- Wenn die Bezugsperson den Affekt spiegelt, aber nicht markiert, verstärkt sie den Affekt des Kindes. Dann kann das Kind nicht lernen, die eigenen Affekte zu kontrollieren.
- Fehlt der Als-ob-Modus, also das Spielen mit Affekten, verkümmert die Mentalisierung überhaupt.
- Werden Affekte nicht in der Psyche repräsentiert, können sie nicht identifiziert und nicht kontrolliert werden.
- Eine sichere Bindung in frühen Zeiten ermöglicht dem Kind, Kräfte und Aufmerksamkeit auf weniger existentielle Dinge zu lenken: nicht alle Aufmerksamkeit wird darauf verwendet, doch noch eine Bindung herzustellen. D. h.: sichere Bindung setzt Kapazitäten frei!
- Bindungstraumata (z. B. bei Misshandlung etc.) führen zum Verharren im Äquivalenzmodus, d. h. zur Vermischung innerer und äußerer Realitäten.

Bereits vor dem Alter von fünf Jahren kann eine reaktive Bindungsstörung auftreten – als sichtbares Produkt einer langen nicht gut gelungenen Beziehung. Die Kinder zeigen ein abnormes Beziehungsmuster, das durch eine Kombination von Annäherung und Vermeidung bzw. Widerstand gegen freundlichen Zuspruch gekennzeichnet ist. Sie sind ängstlich und übervorsichtig, haben geringe soziale Kontakte mit Gleichaltrigen und neigen zur Selbstaggression und Unglücklichsein. Aber auch enthemmtes, distanzloses Verhalten, manchmal kombiniert mit diffusem Bindungsverhalten kann früh auftreten. Dieses Verhalten kann durch einen desorientiert-desorganisierten Bindungsstil bzw. durch elterliche Vernachlässigung höheren Ausmaßes, wie z. B. Missbrauch und/oder Misshandlung entstehen.

Fonagy et al. (2006) sehen in der Störung der Mentalisierung im Kontext von gestörten Beziehungen und Bindungen im Jugend- und Erwachsenenalter die Kern-Pathologie bei Borderline-Persönlichkeitsstörungen. Betrachtet man die Komplexität der oben beschriebenen Interaktionen, so wird vorstellbar, dass die kindliche Entwicklung in verschiedenen Bereichen stöbar ist. Störungen in der Affektspiegelung und den dargestellten Modi des Spiels mit der Realität hinterlassen abgrenzbare und identifizierbare Störungen der Mentalisierungsfähigkeit.

Borderline-Persönlichkeitsstörungen können sich ebenfalls entwickeln, wenn die Mentalisierung infolge von Missbrauch oder Vernachlässigung defensiv gehemmt wird (Bateman & Fonagy 2008). So führen Traumatisierungen zur Aufrechterhaltung einer Selbst- und Fremdwahrnehmung, in der dem anderen keine Motive und Bedeutungen unterstellt werden. Als Kinder und später als Erwachsene blockieren sie ihre Einfühlung in die Bezugsperson (z. B. den Täter – bei Missbrauch oder Misshandlung), um sich vor unerträglichen Affekten zu schützen. Sie stehen in dem unlösbaren Dilemma, dass die Bezugspersonen gleichzeitig Schutz und Gefahr darstellen, die das Kind lieben will und fürchten muss.

Für die vielfältigen strukturellen Störungen, von denen Borderline nur ein Syndrom ist, das allein schon der Feindifferenzierung bedarf, wurden nun neue Me-

thoden der Behandlung entwickelt. Die Therapietheorie geht davon aus, dass die Mentalisierungsfähigkeit des Patienten entwickelt werden muss und am besten gefördert wird, wenn der Therapeut sich selbst und dem Patienten gegenüber eine mentalisierende Haltung einnimmt:

- Das mentale Erleben des Patienten ist der Fokus der geteilten Aufmerksamkeit zwischen Patient und Therapeut.
- Der Patient soll verstehen, wie er zu Ansichten über sich selbst und andere Menschen kommt, wie seine Muster entstanden sind und entstehen und wie sich daraus Missverständnisse in Interaktionen mit anderen entwickeln können.
- Der Therapeut braucht eine Haltung des Nicht-Wissens und geht so mit dem Patienten auf die gemeinsame Suche nach seinen affektiven und kognitiven Mustern des Verarbeitens. An den Unterschieden in der Mentalisierung, die Therapeut und Patient einnehmen, werden Muster und Grundeinstellungen herausgearbeitet, hinterfragbar und damit überprüfbar gemacht.
- Die Handlungen und das Verhalten des Patienten werden nicht bewertet, nicht thematisiert und auf keinen Fall modifiziert: Der Fokus richtet sich über die aktuellen Ereignisse auf die affektiven Vorgänge und Äußerungen im Hier- und Jetzt. Ziel ist es, multiple Perspektiven zu entwickeln und sich von der Fixierung auf eine Sicht der Dinge zu befreien.

Das Beibehalten einer mentalisierenden Haltung über die Behandlung hinweg klingt einfach. Unglücklicherweise ist es aber so, dass gerade dann, wenn die Mentalisierungsfähigkeit im Patienten versagt oder sich verschlechtert (z. B. in Momenten von hoher Affektivität oder heftigen Aggressionen), auch die Mentalisierungsfähigkeit des Therapeuten gefährdet ist, bzw. unterminiert wird. Im therapeutischen Vorgehen (z. B. dem empathischen Verstehen) entstehen dann Hindernisse.

### **Chancen und Grenzen von Supervision – oder: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr?**

Die Fähigkeit, Bindung herzustellen bzw. zu entwickeln, scheint zu den basalen Kompetenzen eines Säuglings zu gehören. Dabei stellen viele Eltern erstaunt fest, dass jeder Säugling bereits bei seiner Geburt seine individuellen Ausdrucksfähigkeiten bzw. –eigenarten zu haben scheint. Die Antworten auf die Frage, ob spezifische Persönlichkeitsmerkmale angeboren oder durch Erziehung erworben wurden, sind eher verhalten.

Zunächst einmal kategorisieren Ashalon Caspi und Mitarbeiter (zit. nach Oerter/Montada 2002) unter dem Schlagwort „The Big Five“ folgende Persönlichkeitsstrukturen:

- Extraversion: emotional expressiv; redselig-mitteilsam; stellt leicht soziale Kontakte her; nicht gehemmt oder eingeschränkt.

- Agreeableness (angenehmes Wesen, gefallend): warm und reponsiv; helfend und kooperativ; entwickelt eigene und enge Beziehungen; Neigung zu geben, zu teilen und zu leihen.
- Gewissenhaftigkeit: ausdauernd bei Aktivitäten; gibt nicht leicht auf; aufmerksam, fähig zur Konzentration; planend und vorausdenkend; reflexiv (denkt bevor es spricht oder handelt).
- Neurotizismus: furchtsam und ängstlich; gerät unter Stress außer Kontrolle, wirkt verwirrt und desorganisiert; hat kein Selbstvertrauen; fühlt sich wertlos und hält sich für schlecht.
- Offenheit/Intellektualität: neugierig und explorierend; hohe intellektuelle Fähigkeiten; kreativ im Wahrnehmen, Denken, in der Arbeit oder im Spiel; verfügt über eine lebhaftere Fantasie (vgl. Oerter 2002, S. 213).
- Durch Zwillingsforschungen wurde ermittelt, dass die Persönlichkeit zu
  - 40 – 50 % genetisch bedingt sei,
  - 30 – 40 % Prägungsprozessen im Alter zwischen 0 – 5 Jahren zuzuschreiben
  - und nur 20 – 30 % auf spätere Erlebnisse und Erziehungserfahrungen zurückzuführen sei (Amelang und Bartussek 1997, zit. nach G. Roth 2003, S. 401-406).

Danach sieht es also so aus, dass eine Persönlichkeit, ein „Ich“, im Laufe des Lebens eher „ausreift“, denn sich im Kern verändert. Dazu gehört, dass sich die Persönlichkeit eher ein Umfeld sucht, welches zu ihr passt, anstatt sich den Anforderungen des Umfeldes anzupassen (Asendorpf und Wilpers 1999, Neyer und Asendorpf 2001, zit. nach Roth 2003, S. 411 ). An diesen 20 – 30 % setzen die Therapie als auch Supervision an. Ähnlich wie der Therapie sind damit auch der Supervision deutliche Grenzen gesetzt.

Folgende Überlegungen können handlungsrelevant sein:

- zufrieden sein mit kleinen Schritten,
- ermuntern zu kreativen Suchprozessen, statt die Suche nach schnellen Lösungen zu unterstützen,
- entwickeln von Reflexionsbereitschaft, gepaart mit Neugier,
- akzeptieren unterschiedlicher Wahrnehmungsmuster,
- erkennen und akzeptieren unterschiedlicher Beziehungsangebote (vgl.: The Big Five),
- erkennen und akzeptieren unterschiedlicher Wirklichkeitskonstruktionen,
- d.h. unterschiedlicher Kausalitäten, Affekten und Emotionen sowie des Umgangs mit ihnen.

Unter Aspekten der hier vorgestellten Mentalisierungstheorie sind folgende Foki von Supervision von Bedeutung:

- spiegeln der Affekte und Emotionen sowie der
- (Wirklichkeits-)Konstruktionen der Supervisanden,
- spiegeln der Wahrnehmungs- und

- der Bedeutungsmuster sowie der
- Abwehrmechanismen der Supervisanden.

### Ein Fallbeispiel aus der Supervision

Ein psychiatrisches Team bespricht in der Supervision einen jungen Patienten, der sich seit Monaten mit einer sich kaum verändernden Psychose auf der Station befindet. Der Patient hat eine lange Misshandlungsgeschichte in seiner Kindheit und in den letzten Jahren Misshandlungserfahrungen in Gruppen mit Gleichaltrigen. Der Patient wurde mit großen Bisswunden am ganzen Körper – verursacht von Menschen – auf die Intensivstation eingeliefert und später auf die psychiatrische Station verlegt. Seitdem verweigert er dem therapeutischen Personal jede Form der Kommunikation. Lediglich einer jungen Krankenschwester gegenüber offenbart er Beziehungswünsche zu einer Frau und die Angst, diese nicht realisieren zu können. Das therapeutische Team sucht nach Interventionsmöglichkeiten, den Patienten in psychische Veränderungsprozesse und die Entwicklung von Lebensperspektive zu versetzen. Seine Stagnation und gleichzeitig anhaltende Ablehnung ihrer Bemühungen produziert Ratlosigkeit und Aggression.

Wie bei Fallbesprechungen in Teamsupervisionen immer gibt es auch hier zwei Ebenen der Betrachtung: Der Patient einerseits und andererseits das Team bzw., die Beziehung zwischen Patient und Team. Darüber hinaus wollen wir – in aller Kürze – noch drei theorieabgeleitete Zugänge unterscheiden. Daraus ergeben sich folgende Überlegungen zu dem Fall:

- Psychoanalytisch: Die Gefühle von Ratlosigkeit und Aggression könnten als Gegenübertragungsgefühle gedeutet werden und auf Ratlosigkeit des Patienten (und seine unterdrückten) Aggressionen verweisen. Der Patient könnte auch unter dem Aspekt der Traumatisierung „behandelt“ werden.
- Systemisch: Die Suche nach Ressourcen und unterstützenden Systemen könnte mithilfe der Methode des Reframing angeleitet werden, um das Erlebte mit einem anderen, positiv(er) konnotierten Sinn auszustatten.
- Verhaltenstherapeutisch: Auf der Verhaltensebene könnte mit dem Patienten erarbeitet werden, welche Handlungsalternativen er in Beziehungen entwickeln könnte.

Alle aufgezeigten Wege aber würden den Patienten zur Zeit völlig überfordern: Seine Erfahrungen sind konkret und real und beruhen nicht auf einer einseitigen oder fantasierten Interpretation. Seine erfahrene Lebens- und Todesangst wird verhindern, dass er alternative Verhaltensweisen kognitiv lernen und affektiv umsetzen kann. Die Mentalisierungsleistung ist in diesem Fall (zunächst) von dem Team zu erbringen und die Aufgabe des Supervisors ist es, diesen Prozess anzuleiten und damit den Patienten vor Überforderungen zu schützen und dem Team Misserfolge zu ersparen.

Mentalisierungsbasierte Intervention würde bedeuten, das Interpretationssystem des Patienten zu akzeptieren, dessen Inhalte lauten könnten:

- „Die Umwelt ist feindlich.“
- „Die Menschen verstehen und lieben mich nicht.“
- „Die Menschen trachten mir nach dem Leben.“
- „Ich bin nirgendwo sicher.“
- „Ich muss mich verstecken.“
- „Das wird sich nie ändern.“

Die Mentalisierungsleistung des therapeutischen und pflegerischen Teams könnte darin bestehen, die Wahrnehmungsverarbeitung und Interpretationen des Patienten zu spiegeln und zu bestätigen. Die Aufgabe kann sicherlich nicht darin bestehen, sie zu kontrastieren oder zu relativieren. Das bedeutet, dass der Erfahrung des Patienten gefolgt werden und ihm Sicherheit angeboten werden muss, um ihm eine neue Beziehungserfahrung zu ermöglichen. Das heißt, nicht die Revision seiner Interpretation kann Inhalt der Therapie sein. Vielmehr kann sich allenfalls eine neue Beziehungserfahrung – es gibt Sicherheit in menschlichen Beziehungen –, im Erlernen eines neuen Musters niederschlagen, eines Beziehungsmusters, für das die Therapeuten und die PflegemitarbeiterInnen Modell stehen. Sie müssen die Angst des Patienten aushalten, seinen „Totstellreflex“ akzeptieren und ihm lebendige Angebote machen, die für ihn verlockend sein können oder langsam werden können.

Das Beispiel bestätigt darüber hinaus die besondere Bedeutung erster Bindungserfahrungen und deren Programmierung („Lebensskript“). Die enge Verknüpfung auf theoretischer Ebene zwischen Mentalisierung und Bindungsqualität scheint zumindest in diesem Beispiel der wichtige Ertrag der Mentalisierungsdebatte zu sein.

### **Mit dem Konzept der „Mentalisierung“ auf der Suche nach sich selbst – Zusammenfassung und Ausblick**

Die Mentalisierungstheorie setzt folgende Schwerpunkte, die für Supervision relevant sind: Sie betont die Reflexionsfähigkeit

- über sich selbst und
- über andere,
- über die Beziehungen zwischen Selbst und anderen,
- über subjektive Emotionen und Kognitionen,
- über den Umgang mit subjektiven Emotionen und Kognitionen und
- über Konstruktionen und deren Auswirkungen auf Befindlichkeiten und Handlungen.

Diese Schwerpunkte sind unserer Meinung nach die basalen Schwerpunkte von Psychotherapie und Supervision generell und werden hiermit durch die Mentalisierungsforschung in ihrer Bedeutung erneut bestätigt.

Wird somit durch die Mentalisierungstheorie nur „alter Wein durch neue Schläuche“ geleitet? Viel vorhandenes Wissen und Überlegungen zu therapeutischem wie supervisorischen Handeln ist schon lange diskutiert und bekannt, aber es ist in der Mentalisierungstheorie neu aufgenommen und zusammengestellt und zu einer ganzen Theorie komponiert worden. Die Verknüpfung mit komplexen Ansätzen der modernen Entwicklungspsychologie ist ebenso bedeutsam wie die mit den neuen Entwicklungen der Psychopathologie. Insofern geht es bei dem Konzept „Mentalisierung“ um eine gelungene Synthese zwischen unterschiedlichen Forschungsrichtungen und ihren Ergebnissen, die sich bislang gerne voneinander abgegrenzt haben oder noch nicht zusammengedacht wurden.

Auch wenn unter dem Begriff „Mentalisierungstheorie“ viele Bestandteile älterer Konzepte und Theorien zusammengesetzt sind, wird daraus letztendlich dann doch etwas Neues und Komplexes, dessen Anwendungen – und erst recht – Weiterentwicklungen noch nicht abzusehen sind.

### **Literatur**

- Ainsworth, M./Blehar, M./Waters, E./Wall, S. (1978): Patterns of Attachment. A psychological study of the strange situation. New York.
- Bateman, Anthony W./Fonagy, P. (2008): Psychotherapie der Borderline-Persönlichkeitsstörung. Ein mentalisierungsgestütztes Behandlungskonzept. Gießen.
- Bowlby, J. (1975): Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung. München.
- Bowlby, J. (1976): Trennung. München.
- Bowlby, J./Salter Ainsworth, M. (2001): Frühe Bindung und kindliche Entwicklung. München/Basel.
- Brooks, R./Goldstein, S. (2007): Das Resilienz-Buch. Wie Eltern ihre Kinder fürs Leben stärken. Stuttgart.
- Damasio, A., R. (2006): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. 3. Auflage, Berlin.
- Dornes, M. (1994): Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt am Main.
- Fonagy, P. (1995): Playing with reality: the development of psychic reality and its malfunction in borderline personalities. International Journal of Psychoanalysis 76: 39-44
- Fonagy, P./Target, M. (2002): Neubewertung der Entwicklung der Affektregulation vor dem Hintergrund von Winnicotts Konzept des ‚falschen‘ Selbst. Psyche 56: 839-862
- Fonagy, P./Target, M. (2006): Psychoanalyse und die Psychopathologie der Entwicklung. Stuttgart.
- Goleman, D. (2011): EQ. Emotionale Intelligenz. München.
- Oerter, R. (2002): Kindheit. S. 209 – 257. In: Oerter/Montada, 5. Auflage. München.
- Oerter, R./Montada, L. (Hrsg.) (2002) : Entwicklungspsychologie. 5. Auflage. München.
- Precht, D. (2007): Wer bin ich und wenn ja, wie viele? Eine philosophische Reise. München.

- Rauh, H. (2002): Vorgeburtliche Entwicklung und frühe Kindheit. S. 131 – 208. In: Oerter/Montada, 2002, 5. Auflage.
- Roth, G. (2003): Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt am Main.
- Rudolf, G. (2006) : Psychoanalytische Theorie struktureller Störungen. S. 93-112 in: Springer; A./Gerlach, A./Schlösser, A.-M. (Hrsg.): Störungen der Persönlichkeit. Gießen.
- Rudolf, G. (2006) Strukturbezogene Psychotherapie. Leitfaden zur psychodynamischen Therapie struktureller Störungen. 2. Auflage. Stuttgart.
- Schneewind, K. A. (2002): Familienentwicklung. S. 105 – 127. In: Oerter/Montada 5. Auflage.
- Spranger, G./Zimmermann, P. (Hrsg.) (2002): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart.

Anschrift der Autorinnen:

*Annemarie Bauer, Oberbadgasse 1, 69117 Heidelberg*

*Susanne Pfeifer-Voigt, Markgrafenstrasse 28, 69226 Nußloch*

*Angelica Lehmenkühler-Leuschner, Jürgen Kreft*

## 20 Jahre FoRuM Supervision – Ein Rückblick

### Zusammenfassung

Als Mit-Gründerin und Mit-Herausgeberin von FoRuM Supervision übernimmt Angelica Lehmenkühler-Leuschner im ersten Teil die Aufgabe, Aspekte der geschichtlichen Entwicklung der Anfänge von FoRuM Supervision und wichtige Institutionalisierungsprozesse sowie deren Hintergründe rückblickend zu beleuchten und somit auch die Leistung dieser Zeitschrift zu würdigen.

Jürgen Kreft – geschäftsführender Redakteur seit 2001 und Mitherausgeber seit 2005 – nimmt den Faden im zweiten Teil auf und beschreibt die internen Diskussionen in Hinsicht auf die Herausforderung, Konzept und Intention des FoRuM weiter zu entwickeln und zu bewahren.

FoRuM Supervision wurde 1992 gegründet als Fachzeitschrift für die wissenschaftliche und praxisorientierte Fortentwicklung von Supervision. Das sind 20 Jahre, die hinter uns liegen, seitdem das erste Heft erarbeitet wurde. Diese Zahl entspricht einer ganzen Generation von Supervisoren und Supervisorinnen, und schließt mit dem heutigen 40. Heft fast zwei Generationswechsel mit ein. Ich beziehe mich als Älteste der drei Herausgeber auf die erste Zeit bis 2003, wo der Wechsel der beiden ersten Herausgeber geplant wurde und aufgrund deren Votum und der Zustimmung der Redaktion Katharina Gröning, Jürgen Kreft als Leiter der Geschäftsstelle und ich zum neuen Herausgeber-Team ernannt wurden. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich FoRuM Supervision als zweite Fachzeitschrift neben der Zeitschrift „Supervision“ etabliert: das Projekt war schuldenfrei, die Zusammenarbeit mit dem Fachhochschulverlag stabil und die Auflage bewegte sich im Rahmen von ca. 1100 Abonnenten. Bei der Übernahme der neuen Herausgeberschaft wurde bereits als zukünftige Zielsetzung genannt, aufgrund veränderter Rezeptionsbedingungen der LeserInnen – vor allem auch Studentinnen – ein Konzept für die Präsenz im Internet zu erstellen.

Um die Rückschau der ersten Halbzeit anzutreten, habe ich noch einmal in die alten Texte geschaut, den verschiedenen Themen nachgedacht. Sie spiegeln die professionelle Entwicklung der Profession im Aufbruch. Es wird sichtbar, was Supervisoren und Supervisorinnen thematisch beschäftigte. Sowohl gilt dies für die theoretischen Fragestellungen wie auch für den praxisorientierten Austausch in der Kollegenschaft.

Wir benennen deshalb am Ende dieses Beitrages eine kleine Auswahl von Texten, die inhaltlich oder bereits in der Überschrift diese Entwicklung symbolisch verdeutlichen. Selbstverständlich ist dies nur ein unvollständiger kleiner Ausschnitt; in der vorzunehmenden Digitalisierung der Beiträge werden wir mehr angemessen-

nen Raum dafür zur Verfügung haben. Eine Vielzahl von Gedanken soll bewahrt werden und der jungen Generation zugänglich gemacht werden. Dabei wird sich die Frage beantworten, was auch für die Gegenwart gültig bleibt, was für die professionelle Identität essentiell ist, aber auch, wovon man sich abgrenzen wird in einer veränderten Zeit.

### **Institutioneller und persönlicher Hintergrund der Entstehung**

FoRuM Supervision feiert mit der 40. Ausgabe und zwei Sonderheften ein „Jubiläum“. Seit der Gründung der Zeitschrift 1992 blicken wir mit Stolz auf 42 qualifizierte Hefte zu zentralen Themen von Supervision. Und gleichzeitig ist es nicht leicht, rückblickend zu schauen, weil die Annäherung gleichzeitig mit Wehmut und Abschiednehmen verbunden ist. Als Mitherausgeberin, die am längsten mit der Zeitschrift verbunden ist, will ich etwas von der geschichtlichen Entwicklung der Anfänge berichten. Diese Geschichte ist gleichzeitig eingebettet in meine persönliche und berufliche Geschichte.

1984 wurde das FIS von Gerhard Leuschner gegründet, der zuvor ab 1964 die Akademie für Jugendfragen aufgebaut hatte und dort wegen eines kirchlichen Normenkonfliktes 1982 ausscheiden musste. Der berufliche Neuanfang, die Gründung des Ausbildungsinstituts und der Aufbau der eigenen Institution war notwendig, um die eigene Existenz zu sichern. Es gab wenig tragende Netzwerke und keine Existenzgründerseminare oder gar finanzielle Unterstützung. Das ideelle Engagement, das Interesse, die supervisorische Professionsentwicklung voranzutreiben, die Freude, neue Konzepte zu entwickeln, waren nun gleichzeitig verbunden mit der Existenzsicherungsaufgabe. So entstanden nicht nur neue Institutionalisierungen, sondern auch neue Kooperationen. Auf diesem Hintergrund entstand 1986 bis 1989 eine Kooperation des FIS-Teams mit dem Aachener Ausbildungsinstitut von Prof. Heinz Kersting und seinen Mitarbeitern. Die „Aachener Supervisionstage“ wurden in drei aufeinanderfolgenden Jahren in gemeinsamer Trägerschaft veranstaltet. Parallel dazu gab es zwei gemeinsame Veröffentlichungen über die Schwerpunkte und Vorträge der ersten Aachener Supervisionstage. (Kersting, H.J./Krapohl, L./Leuschner, G.: Diagnose und Intervention in Supervisionsprozessen, Aachen 1988; und Böttcher, W./Leuschner, G.: „Lehrsupervision“, 2. Auflage 1990). Nachdem die Zusammenarbeit mit dem Aachener Institut auf dem Hintergrund konkurrierender oder divergierender Bewegungen beendet wurde, hat Gerhard Leuschner zusammen mit seinem FIS-Mitarbeiter-Team – die damals engste Mitarbeitergruppe im FIS bestand aus Inge Zimmer-Leinfelder, Franz Leinfelder, Gerhard Wittenberger, Wolfgang Böttcher, Oriana Kallabis, Johannes Schaaf und Angelica Lehmenkühler-Leuschner – die Veranstaltungsreihe „FIS-Supervisionstage“ entwickelt und 1990 erstmals durchgeführt.

Es wurde gemeinsam darüber nachgedacht, wie Publikationswege weiterhin zustande kommen können. Dabei wurde zunächst die Möglichkeit von Schriftenreihen in Erwägung gezogen. Der latente Wunsch, ein kontinuierliches Veröffentlichungsmedium zu haben, war zunächst tabuisiert, bis ich mich darüber mit der Frage hinwegsetzte, warum machen wir eigentlich keine 2. Zeitschrift für Supervision in Deutschland? Der Vorschlag traf offenbar auf ein inneres Bedürfnis, sodass die Diskussion, neben der bereits seit 1982 existierenden Zeitschrift „Supervision“ eine weitere Zeitschrift für Supervision zu gründen, zur gemeinsamen Entscheidung führte. Die FIS-Mitarbeitergruppe einigte sich darauf, diese neue Zeitschrift „FoRuM Supervision“ zu nennen und Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger mit der Herausgeberrolle zu beauftragen. Beide waren bereits 1982 Mitgründer der Zeitschrift Supervision zusammen mit Wolfgang Weigand und Marianne Hege und hatten somit auch Erfahrung mit der Gründung einer Supervisions-Zeitschrift.

### **Erste Institutionalisierungen**

Der Name der Zeitschrift sollte die Zielsetzung verdeutlichen: eine Plattform – ein „Forum“ – bieten für wissenschaftliche und praxisorientierte Fragestellungen zu allen Themen von Supervision. Grundlagendiskussion der aus der Praxis gewonnenen Erfahrungen auf dem Hintergrund sozialpsychologisch-gruppenspezifischer, psychoanalytischer und soziologisch-institutionsanalytischer Theorien sollte angeregt werden sowie kollegialer Austausch über aktuelle Fragen. FoRuM Supervision wollte Brücke sein zu beratungsrelevanten Wissenschaften und Disziplinen. Die professionelle Entwicklung von Supervision in unterschiedlichen Praxisfeldern sollte gefördert werden.

Die Herausgeber Leuschner und Wittenberger haben dann den Kontrakt mit dem Verlag edition.diskord entwickelt und über Druckkostenzuschüsse und anfallende Geschäftskosten verhandelt. Um Druckkostenzuschüsse an den Verlag und alle anfallenden Geschäftskosten bezahlen zu können, musste die ökonomische Grundlage der Zeitschrift gesichert werden: 1992 und 1994 stellte das Veranstalterteam der FIS-Supervisionstage durch Honorarverzicht aller ReferentInnen die erzielten Überschüsse aus den von ihnen geleiteten Supervisionstagen FoRuM Supervision zur Verfügung. Diese Spende ermöglichte also den Beginn von FoRuM Supervision.

Zur Herstellung der Zeitschrift schlossen die Herausgeber einen Vertrag mit dem Verlag edition diskord, in dem Erscheinungsweise, Vertrieb, Werbung, Druckkostenzuschüsse sowie Zusammenarbeit zwischen Herausgebern und Verlag geregelt wurde. Nach 7 Jahren wurde die Zusammenarbeit nach schwierigen Ablösungsverhandlungen mit dem Verlag edition diskord beendet und nach weiteren Verhandlungen der Herausgeber mit einem neuen Verlag erschien ab Heft 15 FoRuM Supervision im Fachhochschulverlag Frankfurt am Main. Wir bedanken uns für die



kontinuierlich bis zum letzten Heft 40 kontinuierlich gute und verlässliche Zusammenarbeit.

Die Herausgeber und die MitarbeiterInnen von FoRuM Supervision erhielten zu keiner Zeit Vergütung oder Honorare für ihre Tätigkeit. Diese „ehrenamtliche“ Arbeit wurde belohnt durch Freude an der kreativen Tätigkeit, anregendem Austausch mit KollegInnen und der Herausforderung, sich mit aktuellen supervisorischen Themen und Entwicklungen in diesem Rahmen auseinandersetzen zu können.

Die FIS-Mitarbeitergruppe wurde zur ersten Redaktionssitzung eingeladen. Hier wurden wichtige Arbeitsgrundlagen geschaffen. Rechte und Pflichten sowie Kooperationsstrukturen wurden diskutiert und entschieden. Neben der Redaktion wurde der Kreis der ständigen Mitarbeiter, eine größere Gruppe publikationsinteressierter Supervisoren für die Zeitschrift gewonnen. Diese ständigen Mitarbeiter sollten die Entwicklung der Zeitschrift unterstützen und auch als Autoren gewonnen werden. Darüber hinaus wurde zur Arbeitsgrundlage, dass jeder Redakteur bei der verantwortlichen Übernahme eines Heftes aus dem Kreis der ständigen Mitarbeiter den Zweitredakteur gewinnt.

Die Redaktion bestand zunächst aus 7 RedakteurInnen, die für die Erstellung der Hefte verantwortlich waren. Zweimal im Jahr wurde von den Herausgebern eine Redaktionskonferenz einberufen und geleitet. Folgende Diskussionen und Entscheidungen wurden getroffen: Beauftragung der Heftredakteurin, Vorlage und Diskussion des jeweiligen Heftkonzeptes durch die HeftredakteurInnen mindestens 8 Monate vor Drucklegung und Vorlage der druckreifen Manuskripte durch die HeftredakteurInnen mindestens drei Monate vor Drucklegung. Alle inhaltlichen und formalen Entscheidungen über die Gestaltung des jeweiligen Heftes wurden von allen anwesenden stimmberechtigten Mitgliedern der Redaktionskonferenz mit Mehrheit getroffen.

Die Redaktion verstand Supervision als Verknüpfung von individuell-psychischen, sozial-beziehungsdynamischen und institutionell-gesellschaftlichen Bedingungen und Strukturen. Die Heftschwerpunkte und Beiträge der Autoren und Autorinnen spiegeln den kollegialen Austausch auf dem Hintergrund psychoanalytischer, sozialpsychologischer und soziologischer Theorien wieder. Gemeinsam ist allen drei Theorien das Paradigma der Konflikthaftigkeit des menschlichen Daseins und der Notwendigkeit der Aushandlung verschiedener Interessenslagen. Die Verbindung dieser drei theoretischen Zugänge war die Grundlage der im FIS vermittelten supervisorischen Haltung, die die Diagnose und Gestaltung konflikthafter Prozesse ermöglichte.

In jedem Heft wurde ein in der Redaktionskonferenz diskutiertes supervisorisches Schwerpunktthema gesucht und behandelt. Zu den Themen möchte ich auch die Namen der verantwortlichen Heftredakteure (Abkürzung: R.) hinzufügen und mich noch einmal im Namen der Herausgeber für die zeitaufwendige, intensive Arbeit bedanken, die ohne Engagement und Identifikation mit der Zeitschrift nicht möglich gewesen wäre.

(1)	Supervisionsausbildung	Angelica Lehmenkühler-Leuschner, Werner Bohnert
(2)	Professionalisierung und Akquisition	Angelica Lehmenkühler-Leuschner, Werner Bohnert
(3)	Identitätsentwicklung	Johannes Schaaf, Bernadette Grawe
(4)	Reflexionen über Politik und Aufklärung	Oriana Kallabis, Max Bartel
(5)	Geschlechterdifferenz	Inge Zimmer, Edeltraud Weinheimer
(6)	Berufliche Sozialisation	Klaus-Peter Krahl, Sabine Reese
(7)	Supervision in den neuen Bundesländern	Franz Leinfelder, Angela Klüsche
(8)	Professionalisierung durch Konzeptentwicklung	Angelica Lehmenkühler-Leuschner
(9)	Lehrsupervision	Werner Bohnert, Gerhard Leuschner
(10)	Supervision in Institutionen mit besonderer ideologischer Prägung	Inge Zimmer, Barbara Wiese
(11)	Balintgruppenarbeit	Franz Leinfelder, Inge Zimmer
(12)	Supervision als selbstreflexive Institution	Klaus-Peter Krahl, Gerhard Wittenberger
(13)	Unbewusstes in Institutionen	Annemarie Bauer, Wolfgang Schmidbauer
(14)	Supervision im Umbruch?	Angelica Lehmenkühler-Leuschner, Barbara Wiese
(15)	Supervision und Organisation	Franz Leinfelder, Thomas Behler
(16)	Rollenidentifikation in sozialen Dienstleistungsberufen	Franz Leinfelder, Thomas Behler
(17)	Innere und Äußere Realität	Barbara Wiese, Jörg Gogoll
(18)	Supervision und Psychoanalyse	Gerhard Leuschner, Annegret Wittenberger
(19)	Zeit als Faktor in der Supervision	Peter Musall, Elke Grunewald
(20)	Supervision – Ein Weg in die Selbständigkeit?	Franz Leinfelder, Inge Zimmer-Leinfelder
(21)	Aspekte dynamischer Psychologie in Gruppen und Organisationen	Jürgen Kreft, Gerhard Leuschner, Gerhard Wittenberger
(22)	Supervision in interkultureller Perspektive	Maija Becker-Kontio, Theresia Menches-Dändliker
(23)	Schule und Supervision	Jürgen Kreft, Jörg Hohelüchter-Menge
(24)	Veränderte Zeiten: Problem-Diagnose-Setting	Inge Zimmer-Leinfelder, Elisabeth Gast-Gittinger

Sonderheft 1	Gerhard Leuschner zum 60. Geburtstag	Gerhard Wittenberger
Sonderheft 2	Qualitätssicherung durch Supervision – Qualität von Supervision	Gerhard Leuschner, Wolfgang Weigand

Ab Heft 25 übernahmen die neuen Herausgeber die Verantwortung.

(25)	Übergänge	Katharina Gröning, Jürgen Kreft, Angelica Lehmenkühler-Leuschner
(26)	Ethik in klinischen Organisationen	Thomas Behler, Bernadette Grawe
(27)	Strukturwandel in der Arbeitswelt	Annemarie Bauer, Peter Musall
(28)	Wenn etwas zu Ende geht + Tagung: Scham	Jürgen Kreft, Peter Musall
(29)	Supervision – Organisationsberatung – Coaching	Katharina Gröning, Jürgen Kreft
(30)	Freiraum Supervision	Katharina Gröning, Peter Musall
(31)	Bilder, Erzählungen, Mythen	Elke Grunewald, Katharina Gröning
(32)	Supervision und Biografie	Inge Zimmer-Leinfelder, Franz Leinfelder
(33)	Was heute zählt	Maija Becker-Kontio, Wilfried Lauinger
(34)	Gesundheitsförderung und Supervision	Katharina Gröning, Gertrud Siller
(35)	Abschied von der reinen Lehre – längst schon Praxis?	Annemarie Bauer, Peter Musall
(36)	Supervision in Zeiten sozialer Beschleunigung	Inge Zimmer-Leinfelder, Elke Grunewald
(37)	Gelebte Geschichte der Supervision	Ursula Tölle, Jürgen Kreft
(38)	Theorie und Praxis	Katharina Gröning, Franz Leinfelder
(39)	Berufspolitik im Spiegel verbandlicher Entwicklungen	Inge Zimmer-Leinfelder, Ursula Tölle
(40)	Supervision als reflexive Institution – 20 Jahre Forum Supervision	Katharina Gröning, Jürgen Kreft, Angelica Lehmenkühler-Leuschner

### Erste Veränderungen

Um die Jahrtausendwende beginnt innerhalb des FoRuM eine Diskussion, in der im Grunde alle wichtigen Fragen einer Zeitschrift auf der Agenda stehen. Die Anforderungen, die sich daraus ergeben, zwei mal im Jahr ein thematisches Heft mit 128 Druckseiten herauszugeben, in diesem Rahmen Autorinnen und Autoren für fachliche Beiträge anzusprechen und zu gewinnen, die Zusammenarbeit mit dem Verlag zu organisieren, stieß an die Grenzen der ehrenamtlich arbeitenden Redaktion. Am Ende wird die Redaktion erweitert und mit Heft 17 im März 2001 ein Geschäftsführender Redakteur installiert, der als Kommunikationszentrale der Zeitschrift insbesondere die Zusammenarbeit zwischen den inhaltlich verantwortlichen Redakteuren der einzelnen Hefte mit dem Verlag organisieren und vereinfachen soll. Die Eigenverantwortlichkeit der Heferedakteure, die immer einen hohen Wert darstellte, wird beibehalten. Allerdings erhält der Geschäftsführende Redakteur die Möglichkeit, die letzten 28 Seiten frei zu gestalten, um auf aktuelle Entwicklungen und Diskussionen außerhalb des thematischen Schwerpunktes reagieren zu können.

Parallel dazu scheint es angesichts der Entwicklungen auf dem Supervisionsmarkt einerseits und der Veränderung der Lesegewohnheiten andererseits notwendig, das inhaltliche Konzept der Zeitschrift zu überprüfen und weiter zu entwickeln. Dabei stehen vor allem zwei Fragen im Mittelpunkt: Gibt es Möglichkeiten, den angestrebten Forums-Charakter zu aktivieren und deutlicher herauszustellen? Entspricht der Umfang und der Abstraktionsgrad der Texte noch den Lesegewohnheiten der idealtypischen Supervisorinnen und Supervisoren?

### Das FoRuM als Diskussionsplattform

Das FoRuM verstand sich von Beginn an als Plattform für wissenschaftliche und praxisorientierte Fragestellungen zu allen Themen, die mit Supervision zu tun haben. Dabei spielte der Gedanke, einen kollegialen Diskurs über die engen Grenzen der jeweiligen „Schulen“ oder Ausbildungsinstitute hinaus zu initiieren, eine besondere Rolle. Wir waren uns ziemlich sicher, dass der eine oder andere Beitrag, der im FoRuM erschienen war, in der Supervisionsszene Diskussionen angeregt und Entwicklungen beeinflusst hatte. Aber dieser Diskurs fand nicht in der Zeitschrift selbst statt. Direkte Reaktionen z. B. in Form von zustimmend weiterführenden oder widersprechenden Beiträgen oder auch nur Leserbriefen waren die Ausnahme. Wie also könnte man den Diskurs beleben?

Nimmt man den Namen der Zeitschrift wörtlich, denkt man an den antiken Markt, auf dem sich die Menschen in den Zentren der römischen Städte versammelten, um die wichtigen Fragen der Gemeinschaft miteinander zu besprechen. Um den Forum-Charakter zu erhöhen, läge es eigentlich nahe, kleinere Kongresse bzw. Fachtagungen zu veranstalten, die dann in der Zeitschrift dokumentiert werden. In Hinsicht auf die FIS-Tage war dies in der Vergangenheit immer schon praktiziert worden. Das Heft 14 „Supervision im Umbruch“ aus dem Jahr 1999 mit den Beiträgen von G. Leuschner, J.A. Schüle und G. Wittenberger ist dafür ein besonders gelungenes Beispiel.

Die erste Fachtagung des FoRuM findet dann letztendlich am 5.2.2005 in Bielefeld statt; und sie markiert gleichzeitig einen personellen Wechsel in der Herausgeberschaft der Zeitschrift. Die beiden Gründer des FoRuM, Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger, geben nach 24 Heften im Halbjahresturnus und 2 Sonderheften die Herausgeberrollen weiter an Katharina Gröning, Jürgen Kreft und Angelica Lehmenkühler-Leuschner. Im Rahmen der Tagung würdigt Katharina Gröning die beiden Gründer des FoRuM mit einem Vortrag zur „Supervision zwischen traditionellen Institutionen und modernen Zeiten“. In einem zweiten Vortrag entwickelt R. Zwiebel Überlegungen zum Konzept des „Inneren Analytikers in Psychoanalyse und Supervision“. Der Erfolg der Tagung, der sich nicht allein an den Anmeldezahlen sondern vielmehr an den anregenden Diskussionen bemessen ließ, ermutigt die neuen Herausgeber, das Format der Fachtagung fortzuführen und zwar im zweijährigen Turnus und im Wechsel mit den FIS-Tagen. Formuliertes Interesse

und Ziel der Tagesveranstaltungen sollte sein, Supervisoren/innen und andere Interessierte aus der Beratungsszene mit wichtigen Forschungen zu Supervisions relevanten Themen vertraut zu machen. Mit der Universität Bielefeld und der DGSV werden zwei Kooperationspartner gefunden, die dieses Ziel unterstützen wollten.

Im Februar 2006 folgt die Fachtagung „Scham und Schamsituationen in Supervision und Beratung“. Sie legt den Schwerpunkt auf den Ausgangspunkt jeder Beratung, die man vereinfacht dadurch beschreiben kann, dass jemand externe Hilfe anfragt, weil er es allein nicht schafft oder zumindest glaubt, es allein nicht zu schaffen. Insofern sind Beratungssituationen latent Scham besetzte Interaktionen. Zwei Vorträge aus unterschiedlichen Richtungen sollten neue Verstehenszüge aus den Sozialwissenschaften aufbereiten, von denen zu erwarten war, dass sie auch Supervisorinnen und Supervisoren neue Reflexionsmöglichkeiten eröffneten. Sieghard Neckel nähert sich aus soziologischer Sicht den Schamgefühlen durch die Betrachtung jener alltäglichen Verhaltensweisen, durch die sich Individuen wechselseitig Bewertungen signalisieren. Für Beratungsprozesse von besonderem Interesse sind dabei insbesondere der Zusammenhang von Status und Scham und die vor dem Hintergrund des Staturerwerbs wahrnehmbaren Techniken der Beschämung. Der Vortrag von Micha Hilgers beleuchtet insbesondere die Schamkonflikte, die in Supervisionsprozessen eine besondere Rolle spielen, und wie sie durch die Rahmenbedingungen ausgelöst oder reduziert werden können. Beide Vorträge sind in Heft 28 dokumentiert.

Die 3. Fachtagung „Supervision und Biografie“ steht meteorologisch unter keinem guten Stern: Blitzeis legt die Deutsche Bundesbahn lahm und viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer erreichen Bielefeld erst mit großer Verspätung. Die Fragen nach den Grenzen zwischen beruflicher und privater Biografie, zwischen Therapie und Supervision sind von Beginn an, Teil der professionellen Selbstvergewisserung. Micha Brumlik fragt sich in seinem grundsätzlichen, auf pädagogischer Beratung bezogenen Vortrag, ob sich die schwierige Situation und die ganze Lebensgeschichte überhaupt auseinander halten lassen. Und Elisabeth Rohr beleuchtet über den Umweg nach Guatemala „Supervision und Biografie im Kontext psychosozialer Traumatisierungsprozesse“. Der Verlauf der Diskussion zeigt dann, dass sich die Verbindung zwischen sozialwissenschaftlichen Forschungsergebnissen und supervisorischer Praxis nicht von selbst ergibt und manchmal nur schwer herzustellen ist. Andererseits steckt in der thematischen Verbindung des redaktionellen Schwerpunktes mit einer Fachtagung viel Potential: Das von Inge Leinfelder-Zimmer und Franz X. Leinfelder redaktionell betreute Heft „Supervision und Biografie“ (Heft 32) gehört wohl zu einem der interessantesten. Die Komplexität des Themas spiegelt sich in der Vielseitigkeit der Beiträge wider: Man findet – wie es im Vorwort heißt – „Aufsätze zu Theorie und Forschung ebenso wie philosophische Überlegungen, Erfahrungen in einer fremden Kultur, konkrete Szenen aus der Supervisionspraxis, Modelle der Biografiearbeit in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen und die Frage, ob Organisationen eine Biografie haben.“

Für die folgende Tagung ist der innere Auftrag klar: Wenn schon eine Auseinandersetzung mit sozialwissenschaftliche Themen, dann aber auch mit deutlich herausgestelltem Transfer zur supervisorischen Praxis. Die 4. Fachtagung im März 2010 zum Thema „Supervision in Zeiten der Beschleunigung“ stellt die Theorie der sozialen Beschleunigung von Hartmut Rosa in den Mittelpunkt – und der Transfer zur Supervision wird durch Impulsreferate der Mitglieder der Redaktion angeregt: für den Bereich des Krankenhauses von Maija Becker-Kontio, für den Bereich der Altenheime von Katharina Gröning und für den Bereich der Jugendhilfe von Gertrud Siller. Auch hier ergibt sich wieder auf der Grundlage der Beschäftigung mit einem Tagungsthema ein wirklich interessantes Themenheft. Mit Heft 36 haben Inge Zimmer-Leinfelder und Elke Grunewald die Fragen, die sich aus der gesellschaftlichen Beschleunigung für die Supervision ergeben, breit ausgeleuchtet.

Ein weiterer Versuch, das FoRuM noch stärker als Diskussionsplattform zu etablieren, wird im Oktober 2006 gestartet. In Heft 26 rufen die Redaktion und die Herausgeber die Leserinnen und Leser auf, ihre Erfahrungen in den Feldern der Supervision an die Zeitschrift zu schicken. Wir hofften, dass mit der Etablierung einer neuen Rubrik, die „Call for Experience“ heißen sollte, der direkte Austausch mit Leserinnen und Lesern gestärkt werden könnte. Mit der Zusendung von Erfahrungsberichten wollten wir neue Trends aufspüren und für die Diskussion in der Zeitschrift fruchtbar machen. Wir erhofften uns außerdem auch von denjenigen Leserinnen und Lesern Beiträge, die sich ggf. sonst nicht trauen würden, einen längeren oder gar theoretischen Artikel zu schreiben. Wir wünschten uns alltägliche Erfahrungsberichte und Geschichten, die von Supervisoren für Supervisoren geschrieben werden, die sonst vielleicht in einer Balintgruppe oder bei einem Regionaltreffen erzählt worden wären. In Bezug auf den Umfang der Erfahrungsberichte gingen wir von Beiträgen aus, die zwei bis drei Schreibmaschinenseiten lang sein sollten, also deutlich kürzer als ein Artikel, aber auch keine Schnipsel. – Der Aufruf fand keine Resonanz.

### **Lang oder kurz – wissenschaftlich oder praxistauglich: auf der Suche nach dem idealen Textbeitrag**

Noch im Vorfeld des geplanten Herausgeberwechsels konnte Gerhard Leuschner 2003 auf einer Planungssitzung beruhigt feststellen, dass sich das FoRuM als zweite Fachzeitschrift neben der „Supervision“ etabliert hat und auf einer stabilen Abonentengrundlage steht. Aber das Aufblühen der Supervision in den 80er und 90 Jahren des vergangenen Jahrhunderts und die damit verbundene ungeheure Expansion der Supervisionsausbildungen hatte sich deutlich abgeschwächt, was nicht ohne Auswirkungen auf die Anzahl der Leserinnen und Leser von Fachzeitschriften blieb.

Gleichzeitig verändern sich durch den scheinbar unaufhaltsamen Prozess der Digitalisierung der Medien die Lesegewohnheiten. Der fachliche Diskurs findet

– allgemein gesprochen – eher im Internet als in den Fachzeitschriften statt. Und im Netz ist der anspruchsvolle Langtext eher die Ausnahme. Er wird ersetzt durch kurze Informationen, die durch Grafiken und zunehmend durch Tondokumente oder Videos ergänzt werden.

Die Frage nach dem Umfang der Texte ist ja nicht einfach zu beantworten. Wir haben zwar mit Heft 21 intern festgelegt, dass einzelne Beiträge 11 Seiten nicht überschreiten sollten, aber wenn es der Gedankengang erfordert? Die drei neuen HerausgeberInnen wollen die konzeptionelle Kontinuität des FoRuM fortsetzen – und das heißt: Schwerpunkte im Heft bilden einerseits die Beiträge, die theoretische Grundlagen der Supervision zusammenfassen, und andererseits Praxisberichte (Kasuistik). Mit diesem Profil – so die Einschätzung – wird die Zeitschrift in der Supervisionsszene identifiziert. Die Texte sollen tendenziell kürzer werden, ohne damit ausführliche und gründliche Auseinandersetzungen auszuschließen. Daneben sollen fortlaufende und wiederkehrende „Sparten“ wie z. B. der Briefwechsel oder Neue Projekte wiederbelebt werden – eine andere Form, dem „kurzen“ Text im Heft einen angemessenen Raum zu verschaffen.

Der Briefwechsel konnte auf eine lange und erfolgreiche Tradition zurückblicken. Der fachliche Gedankenaustausch zwischen dem erfahrenen Supervisor Gregor und der frisch ausgebildeten Supervisorin Constance lief bereits zwischen 1993 und 1997 (Heft 2 – 10). Liest man diese Texte heute mit einem gewissen Abstand, bekommt man einen guten Einblick in Fragen und Schwierigkeiten, mit denen Kolleginnen und Kollegen beschäftigt sind, die sich als Supervisoren auf dem Markt etablieren wollen. Dieser konsequent subjektive Blick wird 2005 (Heft 25) wieder aufgegriffen und bis 2009 (Heft 33) – nun mit einer Constance, die die ersten supervisorischen Höhen erklommen hat und nun mit den „Mühen der Ebenen“ beschäftigt ist – fortgesetzt. Das kleine Geheimnis, wer sich hinter Gregor und Constance denn nun verborgen hat, soll auch an dieser Stelle nicht gelüftet werden.

Mit den „Randbemerkungen“ startet 2004 (Heft 23) eine Rubrik, die sich fachlichen und kulturellen Fragestellungen widmet. Im Wechsel kommentieren und glossieren Ursula Bolg und Robert Maxeiner – RoMa – gesellschaftliche und professionsbezogene Zu- und Missstände. Von 2009 an übernimmt RoMa die alleinige Gestaltung dieser Rubrik und schärft sie im folgenden als Glosse. Mit spitzer Feder und klarem Blick identifiziert er „Schwarze Schafe“ (Heft 34) und erschnuppert „Stallgerüche“ (Heft 37) der Supervisionsszene, beklagt den Verlust „ehrlicher Arbeit“ (Heft 38) oder wendet sich gleich „Bob Dylan“ (Heft 33) zu.

Ein weitere Rubrik, die den „kurzen“ Text bedient, entsteht auf Anregung von Michael Stiels-Glenn als Reaktion auf die FIS-Supervisionstage in Bad Honnef 2008. Die Debatte im Anschluss an den Vortrag von G. Leuschner „Ist Supervisor ein Beruf?“ (Heft 34) ließ erkennen, dass der Hintergrund der Begriffe, die in der Supervision täglich benutzt werden, nicht immer eindeutig und konsensfähig bestimmt ist. Daraus entwickeln sich in der Folgezeit die „Stichworte zur Supervision“, die sich der Aufgabe verschrieben haben, etwas Licht in den begrifflichen

Dschungel zu bringen. Michael Stiels-Glenn selbst (Heft 35, 36) der Autor dieses Beitrages (Heft 37) und Inge Zimmer-Leinfelder (Heft 38, 39) setzten sich mit den Stichworten „Mehrperspektivität“, „Verhandeln“, „Normen und Regeln“, „Aufklärung“, „Abstinenz“ und „Coaching“ auseinander.

### Ausblick: Die Zukunft im Netz?

Alle diese Überlegungen – Etablierung von Fachtagungen, Einbindung der Leser, die Suche nach dem lesbaren und fachlich fundierten Text etc. – sind immer auch zu lesen als Auseinandersetzung und Reaktionen auf den wahrnehmbaren Rückgang der Abonnentenzahlen. Im Durchschnitt haben alle deutschen Fachzeitschriften zwischen 2002 und 2012 rund 30% ihrer Leserinnen und Leser verloren; auch das FoRuM. Die Vermutung liegt nahe, dass die Entwicklung der Abozahlen – neben dem allgemeinen Bedeutungsverlust der Printmedien angesichts der digitalen Möglichkeiten – auch etwas mit dem Generationswechsel der Supervisorinnen und Supervisoren zu tun hat. Gleichzeitig fällt auf, dass die freien Institute, die über Jahrzehnte das Bild der Supervision und auch der DGsv geprägt haben, angesichts des nun vermehrten Einstiegs der (Fach-) Hochschulen in die Supervisorenausbildung unter Druck geraten. Der Weg der Supervision an die Hochschulen, der sicher auch reflexionsbedürftig ist, stellt aber gleichzeitig einen erheblichen Professionalisierungsschub dar.

In den internen Diskussionen des FoRuM führt dies 2003 zu der These, dass es für die Zeitschrift notwendig sein wird, sich deutlich wissenschaftlich zu profilieren, will sie die nachwachsende Generation von an der Hochschule ausgebildeten Supervisorinnen und Supervisoren für sich gewinnen. Und damit ist die Spannung zwischen wissenschaftlichen und praxisorientierten Fragestellungen zu allen Themen, die mit Supervision zu tun haben, erneut und auf einer neuen Ebene formuliert.

Das FoRuM ist bereits seit 2000 im Internet mit einer Homepage vertreten. Aber der Auftritt war nie mehr als ein Medium, das die unterschiedlichen Beiträge der Hefte ankündigte und dem geneigten Leser bei der Suche nach Autoren der vergangenen Ausgaben helfen wollte. Ausgewählte Beiträge waren nie im Netz und interaktive Foren hat es nicht gegeben.

Mittlerweile haben sich die Rezeptionsbedingungen so durchschlagend verändert, dass jedes Wissen – und als solches muss man die ca. 500 fachlichen Beiträge aus 20 Jahren FoRuM Supervision betrachten –, das nicht im Internet auffindbar ist, vergessen zu werden droht. Zwar gibt es immer noch Bibliotheken, die das geschriebene Wort auf die altgewohnte Art sammeln und zur Verfügung stellen, aber der bequem gewordene Nutzer verlässt seinen Schreibtisch nicht gern. Insofern wird das FoRuM seine Internetpräsenz ausbauen, die Beiträge ab sofort als Online Ausgabe präsentieren und die Beiträge der letzten 20 Jahre als download zugänglich machen.

Bei aller Euphorie über das geballte Wissen im worldwideweb sollte allerdings nicht vergessen werden, dass die meisten Informationen im Netz doch eher fragmentiert, nicht wirklich lesefreundlich aufgearbeitet und nur mit Mühen zu finden sind. Und – was noch viel wichtiger ist – als Medium mit beinahe unbegrenzter Kapazität findet man dort alles ungefiltert nebeneinander. Welches Wissen als gesichert gelten kann, ist kaum noch auszumachen. Zu jeder These, die jemand veröffentlicht, finden wir jemanden, der sie anzweifelt. Das klingt im günstigsten Fall nach Diskurs und diesen gilt es zu fördern. Der Zugang zu den Informationen ist vermittels technischer Möglichkeiten sehr viel einfacher geworden, die Zunahme von Wissen hat sich damit noch lange nicht vermehrt. Wissen zu mehren, bleibt eine schwierige Angelegenheit – ohne Anstrengung, Zeit für Reflexion und Beziehung im Diskurs wird es nicht gehen.

Anschrift der AutorInnen:

*Angelica Lehmenkühler-Leuschner, Emsstr. 58, 48145 Münster  
Jürgen Kreft, Meppener Str. 22, 48155 Münster*

## Anhang

### „Lesen Sie doch noch einmal nach“ – Empfehlungen der HerausgeberInnen

Gerhard Leuschner	Wechselseitige Abhängigkeit und Diskurs. Aspekte angewandter Gruppendynamik in der Supervisionsausbildung	Heft 1
Gerhard Leuschner	Macht und Machtkontrolle in sozialen Institutionen als Fokus in der Supervision	Heft 2
Angelica Lehmenkühler-Leuschner	Professionelles Handeln und Supervision. Eine Einführung in professionssoziologische Grundlagen	Heft 2
Wolfgang Schmidbauer	Falsche Freunde und ehrliche Feinde. Aspekte des Supervisions- und Beratungsbooms	Heft 3
Angelica Lehmenkühler-Leuschner	„Berufliche Sozialisation“: Die soziale Strukturierung der beruflichen Entwicklung	Heft 6
Annemarie Bauer	Verborgene Institutionskulturen in sozialen und klinischen Organisationen und ihre Bedeutung für das Verstehen in Supervisionsprozessen	Heft 8
Inge Zimmer	Soziale Konflikte in Gruppen- und Teamsupervision	Heft 8
Angelica Lehmenkühler-Leuschner	Die institutsanalytische Balintgruppe: Zum Verstehen psychosozialer Dynamik des Unbewussten in beruflich-institutionellen Situationen	Heft 11
Gerhard Leuschner, Gerhard Wittenberger	Balintgruppenarbeit im psycho-sozialen Feld der Sozial- und Bildungsarbeit	Heft 11
Robert Eckert	Supervisorisches Handeln und Moral	Heft 12
Johann August Schüle	Probleme und Risiken institutionalisierter Selbstreflexion	Heft 14
Harald Wirbals	Der Markt, supervisorische Identität und Kontraktverhandlungen in Wirtschaftsunternehmen	Heft 15
Katharina Gröning	Übergänge? Konzeptionelle Überlegungen zur Bedeutung der Theorie Donald Winnicotts für die Supervision	Heft 25
Elke Schallehn-Melchert	Institutionelle Abwehrprozesse in Organisationen	Heft 26
Sieghard Neckel	Scham und Schamsituationen aus soziologischer Sicht	Heft 28
Katharina Gröning	Supervision und Coaching	Heft 29
Gerhard Wittenberger	Supervision – Macht und öffentliches Vertrauen	Heft 33/34
Gerhard Leuschner, Wolfgang Weigand	Wege zur Professionalisierung – Über die Anfänge der Supervision in Deutschland	Heft 37

*Theresa Volk*

## **20 Jahre „Forum Supervision“ oder: Die Professionalisierung der Supervision wach(sam) begleiten.**

### **Ein Gruß aus der Deutschen Gesellschaft für Supervision e.V. (DGSv)**

Im Januar 1993, im Editorial des Heftes 1 von „Forum Supervision“ kennzeichnen die beiden ersten Herausgeber Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger ihre neu erscheinende Fachzeitschrift als „wissenschaftliche und praxisorientierte Plattform zur Fortentwicklung von Supervision“. Sie soll – so die programmatische Aussage – allen Supervisorinnen und Supervisoren offen stehen, einer Grundlagendiskussion der aus der Praxis gewonnenen Erfahrungen dienen und den kollegialen Austausch vor dem Hintergrund psychoanalytischer, gruppodynamischer und institutionsanalytischer Theorien suchen. Mit diesem spezifischen Zuschnitt bereichert die Zeitschrift den seinerzeit umfangreicher werdenden Diskurs von Supervisorinnen und Supervisoren; die bis dahin allein auf Supervision ausgerichtete Fachzeitschrift „supervision“ geht zu jenem Zeitpunkt bereits in ihr 12. Jahr. Ein Jahr nach „Forum Supervision“ (1994) startet „OSC Organisationsberatung Supervision Clinical Management“. Alle Zeitschriften setzen sich ganz unterschiedlich mit den Herausforderungen der Beratungslandschaft auseinander.

Mit „Forum Supervision“ blickt nun nach meiner Einschätzung jene Fachzeitschrift auf 20 Jahre guter und wichtiger Beiträge zurück, die sich in besonderem Maße die Entwicklung und Reflexion der Profession selbst zur Aufgabe gemacht hat. Themenhefte wie „Professionalisierung“ (8/1996), „Lehrsupervision“ (9/1997), „Supervision als selbstreflexive Institution“ (12/1998), „Supervision – eine Weg in die Selbständigkeit?“ (20/2002), „Veränderte Zeiten“ (24/2004), „Freiraum Supervision“ (30/2007), „Was heute zählt“ (33/2009), „Abschied von der reinen Lehre – längst schon Praxis?“ (35/2010) oder jüngst „Berufspolitik im Spiegel verbandlicher Entwicklungen“ (39/2012) zeigen dies besonders. Für diese geschriebene Selbstreflexion der Profession eines anspruchsvollen Resonanzorgans bin ich außerordentlich dankbar – vielleicht auch deshalb, weil ich meine solide supervisory Grundausbildung im Kontext eben jener Menschen erhalten habe, die auch diese Zeitschrift geprägt haben.

Wenn nun die aktuellen Herausgeber/innen Katharina Gröning, Angelica Lehmenkühler-Leuschner und Jürgen Kreft im Heft 39 die virtuelle Zukunft ihrer Publikation ankündigen, so betrachte ich diesen Schritt zunächst mit ein wenig Wehmut, wünsche aber dann nach kräftigem Durchatmen auch für die Online-Zukunft

dem „Forum Supervision“ alles Gute, denn eine besondere Chance haben die Herausgeber/innen damit ja ergriffen: Sie führen den Diskurs dort weiter, wo sich Kommunikation, Kritik und Beteiligung zukünftig verstärkt ereignen wird. Ich würde mich freuen, gemeinsam mit „Forum Supervision“ 2022 auf die ersten 10 Jahre Onlineexistenz zurückblicken und feststellen zu können, dass der fachliche und kollegiale Gewinn der Zukunft den Verlust von heute mehr als aufgewogen hat. Alle guten Wünsche aus der Deutschen Gesellschaft für Supervision e.V. (DGSv)!

*Theresia Volk, Am Pfannenstiel 14, 86153 Augsburg  
Stv. Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Supervision e.V. (DGSv)*

Winfried Münch

## Zur Einschätzung der Lage.

**Einige zustimmende, kritische Anmerkungen zu dem Artikel „Über das Verschwinden einer jungen Profession – Zeitgeschichtliche Aspekte zur Entwicklung der Supervision“ von Adrian Gaertner („FoRuM Supervision“, Heft 37/2011, S. 71 ff.)**

### Vorbemerkungen

Im Frühjahr dieses Jahres fragte Jürgen Kreft, einer der Herausgeber von „FoRuM Supervision“ bei mir an, ob es mir möglich sei, für dieses vorliegende Heft eine kleine Abhandlung über einen vorangegangenen Artikel aus dieser Zeitschrift zu schreiben, der mich besonders gefreut oder verärgert habe. Spontan, will sagen: nicht weiter darüber nachgedacht, sagte ich zu. Erst später, als ich anfang in den einzelnen Heften von „FoRuM“ nach einem solchen Artikel zu suchen, merkte ich bald, worauf ich mich da eigentlich eingelassen habe. Die Menge des Gedruckten, die vielen einzelnen Artikel, hervorragend gute zu wichtigen Themen der Supervision, natürlich auch weniger gute, deswegen noch keine belanglosen oder gar schlechten, stellte mich schier vor einer beinahe unlösbaren Aufgabe. Ich konnte mich nicht entscheiden, hatte einerseits Hemmungen, jemanden auf die Füße zu treten und mit meiner Kritik zu verärgern. Loben andererseits könnte ich ja Vieles von dem, was ich da alles erneut gelesen habe.

Bei diesem zunächst ergebnislosen Durchblättern der Hefte – etliche davon hatten sich indes auf meinem Schreibtisch gestapelt – hielt ich mehrmals Heft 37/2011 in der Hand, las neugierig in jenem oben genannten Text von Adrian Gaertner, bis sich die Gewissheit einstellte, dieser ist der Richtige. – Bereits beim ersten Lesen vor einem Jahr habe ich diesen Text, der sich kritisch mit der Berufspolitik der DGSv und der historischen Entwicklung der Profession Supervision im deutschen Sprachraum befasst, mit einer einschränkenden Zustimmung gelesen. Ich dachte damals, der Artikel ist eine Herausforderung an die DGSv, an bestimmte Ausbildungsinstitute, an bekannte Persönlichkeiten der supervisorischen Szene, aber auch an Kolleginnen und Kollegen, die sozusagen geschichtsvergessen auf den Zug des Fortschritts gesprungen und inzwischen offenbar zu Alleskönnern geworden sind. Ich frage mich jetzt, weshalb hat niemand diese Herausforderung angenommen, um mit dem Autor in einen kritischen Diskurs einzutreten. Nichts dergleichen geschah – offenbar. Das gibt zu denken!

Nun, beim erneuten Lesen dieses Textes reizte es mich zunehmend, auf diese teils anklagende, teils provozierende Kritik zu antworten, freilich nicht nur zustimmend, sondern ebenso widersprechend. Insgesamt gesehen erfreut mich dieser Text, weil er Entwicklungen und Tendenzen in der Berufspolitik der DGSv und der Profes-

sion Supervision kritisch beleuchtet, deren Wahrheitsgehalt im Großen und Ganzen nicht zu bestreiten ist. – Zunächst einige persönlich-biografische Anmerkungen. Wir beide, Adrian Gaertner und ich, gehören zu der Generation derer, die von Anfang an, zumindest seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, an der Entwicklung der sich professionalisierenden Supervision aktiv beteiligt sind, und zwar als Praktiker, aber ebenso durch unsere zahlreichen Veröffentlichungen. Wir sind also Erfahrene und Wissende, haben als Zeitzeugen die Verbandsgründung der DGSv miterlebt, uns immer wieder zu Wort gemeldet, meistens mittels des Mediums der Schrift. Und Adrian Gaertner gehörte lange Zeit zu den Sternen der jungen Supervisionslandschaft.

### Scharfe Verbandskritik

Der Autor geht von der These aus, die DGSv habe besonders in den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine expansive Professionalisierung der Supervision betrieben, was wohl heißen soll, der Verband habe damals bewusst Personen anderer Berufsgruppen auffordernd zur Mitgliedschaft in der DGSv ermuntert. Das Angebot richtete sich vor allem an Trainerinnen und Trainer der Gruppendynamik, aber nicht nur an diese. Dieser leicht gemachte Sprung in die Supervision, eben von Leuten ohne eine klassische supervisorische Ausbildung, mag nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, dass die Supervision selbst, so Adrian Gaertner, als der zentrale Gegenstand des Verbandes an Bedeutung verloren habe. In der Tat ist dieser zeitgeschichtliche Vorgang nicht zu bestreiten.

Niemand oder kaum jemand hat sich damals, soweit ich weiß, dieser Entwicklung bockbeinig in den Weg gestellt. Man hat sie einfach hingenommen, vielleicht auch, weil man sich davon eine gesellschaftliche Aufwertung der Supervision versprach und zugleich eine leuchtende Möglichkeit am Horizont erblickte, von der sich träumen ließ, baldendlich nicht mehr in den tristen Niederungen der Non-Profit-Organisationen, auf deren Hinterhöfen, wie seinerzeit ein Kollege schrieb, maugrau herumsupervidieren zu müssen, sondern Zugang zu den einträglicheren Märkten der Profit-Organisationen eröffnet zu bekommen.

Wie immer es abgelaufen und wer immer an dieser Entwicklung maßgeblich beteiligt gewesen sein mag, ich vermute, dass es der damaligen supervisorischen Kommunität an einem gemeinsamen, fundamental gesicherten Identitätsbewusstsein fehlte und damit an einer gemeinsamen Aura, von denen eine Emanation ausging, geronnen zu einer berufspraktischen Lebensform, mit der man eindeutig, auch habituell in Erscheinung treten konnte, um zu sagen: Ich bin eine Supervisorin oder ein Supervisor. An Stelle dessen erklärten sie wohl häufig: Ich bin auch, aber eigentlich oder zusätzlich Psychotherapeut, Gruppendynamiker, Organisationsberater oder Coach. Wer so seine berufliche Identität vernebelnd im Unklaren lassen muss, der zeigt sich offen für alles x-beliebig Mögliche, erscheint als Akteur mit einer postmodernen Mehrfachidentität. – Und dass dabei schlicht subjek-

tive Begehren eine Rolle gespielt haben könnten, eben kalkulierte Begehren nach mehr gesellschaftlichem Prestige, nach neuen attraktiven Handlungsfeldern und ökonomischem Mehrwert, mag wohl kaum zu bestreiten sein. Angemerkt: Immer und überall, zumindest in Organisationen, gibt es eine Zusammenspiel zwischen Macht und Begehren. Jedenfalls hat man damals unter den geschilderten Umständen die historisch gewachsene Herkunftsidentität der Supervision, die fraglos in der Sozialarbeit lag, in Diffusion gebracht.

Der Kollege Gaertner sieht hinter jener Entwicklung eine Art Verschwörung am Werk. Er meint, es seien „geheime Machtstrategien“ gewesen, ein weitgehend im Verborgenen inszeniertes Zusammenspiel von „Verbänden, Fachgesellschaften, Fort- und Weiterbildungseinrichtungen, Publikationsorganen etc“, das zu jener sich anbietenden Kehre der Verbandspolitik geführt habe. Das alles sei an den einfachen Mitgliedern der DGsv, trotz deren „Diskussionsromantik auf Mitgliederversammlungen“, mehr oder weniger vorbeigegangen. Sie, diese „einfachen Mitglieder“, haben sich sozusagen einlullen lassen von jenen geheimen Drahtziehern. – Diese Reduzierung normaler DGsv-Mitglieder auf einen naiven, vorkritischen Bewusstseinszustand kann nicht unwidersprochen bleiben. Natürlich gibt es die feinen Unterschiede, aber wenn Supervision, wie der Autor schreibt, als eine aufklärerische, selbstreflexive Tätigkeit verstanden werde, dann sollte man ihren Akteuren nicht leichtfertig Blindheit und mangelnde Selbstreflexivität unterstellen. Sie sind allemal apperzeptionsfähig. Nebenbei gesagt, von meinen nicht wenigen Besuchen der DGsv-Mitgliederversammlungen habe ich nicht den Eindruck mitgenommen, dass dort solche Wesen, wie sie der Kollege Gaertner gesehen haben will, jene „Diskussionsromantik“ betrieben haben. Oft im Gegenteil!

Natürlich gibt es bei allen bedeutenden Vorhaben, besonders wenn sie politischer Art sind, in Institutionen explizite und implizite Intentionen, und das Implizite west dort besonders gut, wo sich die Macht befindet und diejenigen anzutreffen sind, welche in den jeweiligen Einflussfeldern die herrschenden Positionen besetzt halten. Das ist doch klar, dass gerade die Leute, welche über Rollen und Funktionen genügend Macht besitzen, um etwas durchsetzen zu können, von den Mitteln ihrer Überzeugungs- und Durchsetzungskraft strategisch Gebrauch machen werden, oft sogar von einer Hinterbühne aus. Alles andere Denken, besonders wenn dabei die moralische Vorwurfskeule mitgeschwungen wird, wäre reichlich naiv, zumindest unrealistisch. Und wie gesagt, dass jenen einfachen Mitgliedern, wie der Kollege Gaertner schreibt, nichts anderes übrig geblieben sei, als jene impliziten und expliziten Intentionen, die auch in informellen Bereichen, den eigentlichen Machtzirkeln, ausgebrütet worden seien, einfach zu ratifizieren, halte ich für ziemlich übertrieben. Der Mensch kann selber denken und besitzt die Freiheit der Reflexion, einer Reflexivität als Möglichkeit der Distanz zu sich selber, sofern diese Freiheit nicht von der Begierde gehemmt wird. Wenn er jedoch an den Sachen, die ihn wirklich angehen und interessieren, waches Interesse zeigt, was heißen soll, kritisch auf die Sachen schauen und zwischen diesen sein kann, gelangt er normalerweise zu ei-

nem gerechten Urteil. Dass dabei auch Unbewusstes hineinspielt, wie der Kollege den „einfachen Mitgliedern“ bezüglich jener impliziten Intentionen unterstellt, ist sicher keine falsche Annahme, wenngleich alle anderen, eben die weniger einfachen Mitglieder, genauso wie jene ihrem Unbewussten ausgesetzt sind und davon unreflektiert Gebrauch machen werden. Also, der Hinweis auf das Unbewusste verfängt insofern nicht, weil wir uns dann alle an die Nase fassen oder den Psychoanalytiker aufsuchen müssten. Was nun noch das Unbewusste in Organisationen betrifft, so sind diese zwar hinsichtlich ihrer eigenständigen Komplexität mit einer eigenen unbewussten Dynamik zu begreifen, aber zugleich mit dem jeweils individuellen Unbewussten ihrer Mitglieder verschränkt. Daraus entstehen sowohl kollektive, gruppenbezogene als auch individuelle Abwehroperationen, wie Verleugnungen, Regressionen, Intellektualisierungen, Rationalisierungen Verschiebungen oder Angstabwehr.

Damit gehen häufig Denk- und Sprechverbote einher. Die Kritik des Kollegen Gaertner setzt ja gerade da an, wenn er behauptet, der Veränderungsschub, der die Phase der expansiven Professionalisierung der Supervision ausgelöst habe, sei damals seitens der DGsv und einiger Ausbildungsinstitute nicht genügend bedacht, bzw. selbstvergessen der eigenen supervisorischen Herkunftsgeschichte gegenüber in die Wege gleitet worden. Man hat vielleicht, füge ich nochmals hinzu, einfach die Gunst des historischen Augenblicks, die Euphorie der Nachwendezeit, genutzt und zudem keine ernsthaften Diskurse zugelassen, sondern eher versucht, aufkeimende Widerstände durch dominante, redigewandte Akteure rhetorisch einzudämmen, vor allem wenn es darum ging, die Machtverhältnisse zugunsten des DGsv-Vorstands und seiner Geschäftsführung zu verändern. Am Ende stand immer eine Abstimmung, die meistens zum vom Vorstand erhofften Ergebnis führte. In damaligen Mitgliederversammlungen, erinnere ich mich, herrschte oft eine leicht aggressiv aufgeladene Atmosphäre und die antagonistisch gestimmten Gemüter erhitzen sich dabei schnell. Worum ging es wirklich? Meistens um strittige Satzungsfragen, die zugleich als Machtfragen ausgetragen wurden. Aber es ging nicht um die Frage, was ist das Eigene der Supervision und wie kann dieses weiterentwickelt werden. Wahr ist, dass die Mehrheit der anwesenden Mitglieder, die immer den nichtanwesenden Mitgliedern gegenüber in der Minderheit waren, im Gegensatz zu den streitenden Protagonisten keine eigenständige dritte Position beziehen konnte. Sie folgten in der Regel den lauten Tönen oder leisen Schalmeienklängen, die entweder von der Vorstandsbühne oder von bestimmten Leuten aus dem Saal herklängen, sodass sich von jener Seite kein wirksamer Widerstand formieren konnte, sondern an Stelle dessen mehr oder weniger passives Tolerieren praktiziert wurde. Gemeint ist ein Widerstand, der das Gesagte aushalten und zu diesem Abstand halten kann, damit überhaupt der Sprung ins eigene kritisch widersprechende oder zustimmende Denken mittels freier Rede (parrhesia) gelingen kann. Erst unter solchen Voraussetzungen entsteht und entfaltet sich ein fruchtbarer Diskurs. Ein derartiger Berufsdiskurs setzt freilich freie, unabhängige Subjekte voraus, ich meine solche, die in der



Lage wären, den Begehren des „großen Anderen“ (Lacan), beispielsweise des Vorstands, ohne Unterwerfungsneigung die Mittel der ideologischen Entlarvung entgegenzusetzen können. Dieser Diskurs um den Stand der Supervision und deren Zukunft, eine Supervision, die das Eigenständige hervorhebt und sich abgrenzt zum Fremd-Supervisorischen, wie das an vielen Stellen vom der Kollege Gaertner dargestellt worden ist, hat in der DGSv leider nie stattgefunden. Vielmehr plant man mal wieder Satzungsänderung zur Stärkung des Vorstands. In der Tat, der Köder ist wieder ausgeworfen, und wir müssen aufpassen, damit wir, die supervisorische Gemeinschaft, bei diesem aufgedrängten „Herrendiskurs“ nicht erneut das Nachsehen haben werden?

### **Fehlsteuerungen?**

Wenn man noch einmal den eingeschlagenen Argumentationsweg des Adrian Gaertner folgt, dann erfährt man auch, dass seit jenen 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts so ziemlich alles, was die Supervision betrifft und die DGSv angeht, in eine falsche Richtung gelaufen sei. Als besonderes Beispiel dient ihm das Selbstdarstellungsheft „Supervision“ der DGSv von 1996, aus dessen Text er den Nachweis zu erbringen glaubt, die DGSv wende sich anbiedernd an bestimmte Interessen der Geschäftsführer von Organisationen, namentlich Supervision als Anpassungsinstrument zu verkaufen. Desgleichen dient ihm als Beleg eine weitere Schrift der DGSv, einige Jahre später unter dem Titel „Supervision – Entscheidungshilfen für Kundinnen und Kunden“ herausgegeben, wo kurz dargestellt worden ist, was Supervision leisten kann. Die Leistungen erscheinen in einer Rangreihe. Auf dem ersten Platz wird Supervision zur Karriereberatung, auf dem zweiten wird Unterstützung zur Führung angepriesen. – In der Tat, man reibt sich staunend Augen und wundert sich.

Der Kollege, der sich noch über den dort verwendeten Kundenbegriff mokiert, urteilt nicht so milde und schreibt, die Autoren, die doch im Namen der DGSv geschrieben haben, seien entweder von allen guten Geistern verlassen gewesen oder hätten eine perfide Strategie verfolgt, um Kunden aus Supervisanden zu machen. – Nun, was der Kollege möglicherweise nicht wahrhaben will, ist meiner Auffassung nach darin zu sehen, dass sich seit den jenen besagten 90er Jahren die Welt total verändert hat, allein durch den vermeintlichen Sieg des Kapitalismus über die osteuropäischen Ideologien. Schranken sind gefallen und Gewissheiten verloren gegangen. Das Machbare hat den Sieg errungen zugunsten einer komplexen Mannigfaltigkeit. Dabei ist auch, lieber Kollege Gaertner, die Psychoanalyse in die Defensive geraten. An dieser Stelle könnte man an Leserinnen und Leser mit einem Buchtitel des französischen Philosophen Jacques Derrida appellieren: „Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse“. Wir sind ausgezogen in eine Welt der Möglichkeiten und werden wohl weiterziehen zum Coaching, zur Organisationsberatung, zur Mediation, zur Karriereberatung, von Kundinnen zu Kunden, wo auch und mit was auch immer, sofern es irgendwie Beratung heißen kann und der Profit winkt.

Wir sind Kinder der Zeit geworden, zwar unsere Herkunft vergessend, beheimatet an einem Nicht-Ort, aber überall optimal dabei. – Vielleicht ist es schon zu spät – ich weiß es nicht – für den eingeforderten Diskurs.

Anschrift des Autors:

*Prof. Dr. Winfried Münch, Krauskopfallee 36, 65388 Schlangenbad*

*Brigitte Becker*

## 20 Jahre Forum Supervision

Die 20 Jahre der Existenz der Zeitschrift „Forum Supervision“ fallen zusammen mit den 20 Jahren, in denen ich meine professionelle Arbeit als Supervisorin gestalte. Welche Bedeutung hatte und hat die begleitende Lektüre des Forums für mich?

In unserer Abschlussarbeit – beim FIS war das damals ein Gruppenkolloquium – beschäftigten wir uns mit der Frage der Entwicklung einer Identität als Supervisor/in. Während der Arbeit an diesem Thema wurde uns klar, dass Supervisor/in Sein mehr ist als eine Berufsrolle haben und Supervisor/in Werden einen Aus- oder gar Umbau der persönlichen Identität erfordert. Wir setzten uns auseinander mit Identitätstheorien, mit der dynamischen Wechselbeziehung zwischen Rolle und Identität und auch mit der Frage, wie man die durch die Supervisionsausbildung angeregten Prozesse persönlicher Weiterentwicklung im weiteren Leben wird erhalten und ausbauen können.

Daran, dass das durch die Supervisionsausbildung Angeregte

- die ständige reflexive Auseinandersetzung mit dem Erleben von Fremdheit in der Auseinandersetzung mit den beauftragenden Arbeitsinstitutionen
- das Entwickeln und Halten der Beziehungen zu den Supervisand/innen im Zwischenraum zwischen Drinnen und Draußen
- das Sich Einlassen auf die beständige Auseinandersetzung mit den Wahrnehmungen der Szenen des Supervisionsgeschehens und den eigenen Resonanzen dazu

mich immer noch bewegt und ich mich in meiner supervisorischen Arbeit trotz aller Anstrengungen und gelegentlicher Frustrationen als vital und produktiv erlebe, daran hat neben der beständigen Begleitung durch die Balintgruppe und Fortbildungen auch die regelmäßige Lektüre von Forum Supervision einen bedeutenden Anteil.

Die Lektüre ermöglichte mir Einblicke in die Erfahrungen und theoriebezogenen Reflexionen und Erkenntnisse von Kolleg/innen. Sie regte an zur Auseinandersetzung mit neueren theoretischen Entwürfen. Die Mischung zwischen Theoriebezug und dokumentierter Praxis, die Beschreibung gesellschaftlicher Entwicklungen und die Diskussion von all dem im Bezug auf die supervisorische Profession in „Forum Supervision“ empfand ich als anregend und für die Stärkung meiner professionellen Identität hilfreich.

Nicht zuletzt hat „Forum Supervision“ mich zum Verfassen einzelner Artikel zu Themen, mit denen ich mich auseinandersetze, veranlasst.

Als Pendlerin hat mich „Forum Supervision“ auf so mancher Zugfahrt begleitet. Ich werde die Papierform der Zeitschrift vermissen.

*Dr. Brigitte Becker, Erlenweg 30, 72076 Tübingen*

*Hannelore Fricke*

## Forum Supervision

### ... und das Abenteuer supervisorisch erwachsen zu werden

Eigentlich hatte ich schon längst angefangen, den Artikel zu verfassen, hatte eine, wie ich fand, ansprechende Einleitung geschrieben, wäre mir da nicht der gestrige Abend auf einer Hotelterrasse im Emsland dazwischen gekommen. Ich hatte mich vor einigen Tagen kurzerhand entschieden, mir eine kleine Auszeit zum Nachdenken und Schreiben zu genehmigen. So saß ich, mit vielen Ausgaben von Forum Supervision umgeben, unter einem riesigen Sonnenschirm in der Abendsonne. Ich begann zu stöbern, meine Gedanken fließen zu lassen, Fäden zu spinnen, ihnen nachzugehen. Da bemerke ich, dass ich einen etwas zugigen Platz gewählt habe. Trotz der schützenden Hausmauer im Rücken, kommt es mir unangenehm kühl vor. Ist das nicht wieder typisch für mich, denke ich. Warum habe ich mich nicht gleich woanders hingesezt? Aber ich bleibe jetzt hier sitzen! Ich lese weiter! Nach einer Weile bemerke ich, wie der Wind nachlässt und die Sonne durch die Zweige der riesigen Eiche strahlt, genau auf meinen Sitzplatz. Das ist nun die Belohnung für mein Durchhalten.

Mir ist selten etwas mit Leichtigkeit zugefallen, eher habe ich mir etwas gegen Widerstände erarbeiten müssen. Ich erinnere mich an die Zeit Anfang der 90er, als ich im Aufbruch war. Ich hatte gerade entschieden, eine Supervisionsausbildung zu machen. Das stand eigentlich im Widerspruch zu meinem etablierten Platz als Lehrerin in der ErzieherInnenausbildung. Eine spannende Reise, auf die ich mich da begab, bei der Forum Supervision keine geringe Rolle spielen sollte.

Während ich weiter in der Abendsonne sitze, blättere ich im Heft 5 von Forum Supervision. Auf Seite 71 finde ich mich in dem Artikel von Cornelia Edding wieder: selten zufrieden mit dem Erreichten, mir stets große Mühe gebend, der Abneigung Statusfragen zu bedenken, mit der Neigung am Selbstwert zu zweifeln. Eine Folge der weiblichen Sozialisation, wie in dem Artikel deutlich wird. Diesen Text habe ich vor Jahren schon einmal intensiv erarbeitet, als ich mich im Rahmen der Supervisionsausbildung mit der Frage der Sozialisation von Frauen in späteren Führungsrollen auseinander setzte. Inhaltlich würde ich heute alles noch einmal genauso unterstreichen, nur dass ich persönlich inzwischen einen Zugang zu einem Reichtum gewonnen habe, den ich damals noch nicht haben konnte. Ich meine den Reichtum an Impulsen durch Menschen, die ich im professionellen Kontext kennen lernen durfte, die meine eigene Kreativität und Einfühlung, die Möglichkeit mit dem Verstand Zusammenhänge zu durchdringen, weiter gefördert haben.

Wichtiger aber als alle noch so genialen Texte, waren für mich die Menschen, die durch das Geschriebene durchschimmerten, die mich neugierig machten, auf sich und das, was sie mir zu sagen hatten. Zu diesen Menschen gehören die Herausgeber-

rInnen der Zeitschrift, die ich in unterschiedlichen Zusammenhängen kennen lernen durfte, insbesondere Gerhard Leuschner und Angelica Lehmenkühler-Leuschner.

Ach, liebe Herausgeber von Forum Supervision, ich erinnere mich noch so gut daran, als ich das erste Mal davon hörte, es solle demnächst eine neue Zeitschrift geben. Es war in der Praxis von Inge Zimmer in Marburg. Im Rahmen der gruppendynamischen Zusatzausbildung, nahm ich an meiner allerersten Supervision teil. Auf einem Ankündigungsblatt, das auf einem Tisch lag, sah ich das unverwechselbare Logo in Schwarz/Magenta.

Ja, es sollte eine neue Zeitschrift für Supervision herauskommen.

Eine schöne neue Zeitschrift, selbstverständlich mit sehr guter inhaltlicher Füllung. Daran hegte ich keinen Zweifel. Für mich musste sie aber auch ästhetisch ansprechend sein, und das war sie von Anfang an. Selbst nach fast zwanzig Jahren, nehme ich das „alte“ 1. Heft noch gerne in die Hand. Kaum eine Spur von Vergänglichkeit! Eines war mir von Anfang an klar, dass es mit diesen Herausgebern keine halben Sachen geben würde. Den Einen, Herrn Wittenberger, hatte ich bereits kennen gelernt und den Anderen, Herrn Leuschner, sollte ich noch kennen lernen. Klingt etwas gefährlich, soll es auch, aber eher im Sinne von wertschätzender Hochachtung.

Wir befinden uns im Jahr 1993. Ich war ein totaler Neuling in der Welt der Supervisorinnen. Namen wurden im Kreise der Lernenden genannt. Ich kannte die meisten nicht, wusste nicht einmal, dass es große Namen waren, die mir meine Kolleginnen voller Hochachtung zuraunten. Wie ein Kind sperrte ich in manchen Situationen Mund und Augen auf, verstand manches Mal nur wenig – sprich Bahnhof. Was wusste ich als Lehrerin schon von angewandter Psychoanalyse, angewandter Gruppendynamik oder noch fremder von angewandter Institutionsanalyse. Ich schreibe das mit der angewandten Institutionsanalyse mit einem Schmunzeln, denn als ich sechs Jahre später die Analyse der Institution angewandt habe, verließ ich die Schule. Wer das noch einmal nachlesen möchte, kann das in Heft 20, Forum Supervision, S. 33-40.

Wie oft haben mir in den Jahren als Lernende Veröffentlichungen geholfen, meine Wissenslücken zu schließen oder mir neue Erkenntnisse zu ermöglichen. Ich kann wohl mit Überzeugung sagen, dass ich mit dieser Zeitschrift supervisorisch erwachsen geworden bin. Das erste Heft erschien gerade zu dem Zeitpunkt, an dem ich mich entschloss, eine Ausbildung zur Supervisorin zu machen – und der inhaltliche Schwerpunkt des ersten Heftes war: die Supervisionsausbildung. Für mich sehr passend kam das Heft 2 mit dem Schwerpunkt: Professionalisierung und Akquisition, ging es doch für mich mit dem Fortschreiten der Ausbildung gerade um diese Themen. Was mir von Beginn an der Zeitschrift gefiel, war die Verknüpfung von Theorie und Praxis. Von den Herausgebern im Editorial der 1. Ausgabe wird dies deutlich formuliert: „Forum Supervision dient der Grundlagen-Diskussion der aus der Praxis gewonnenen Erfahrungen.“

Das deckte sich und deckt sich noch heute mit meiner eigenen professionellen Auffassung. Für mich hat dies niemand treffender ausgedrückt als Janusz Korczak, der polnische Kinderarzt und Schriftsteller, für mich als früherer Lehrerin und Sozialpädagogin auch ein bewundernswerter Pädagoge mit „Engagement und Herz“: „Dank der Theorie weiß ich, dank der Praxis fühle ich. Die Theorie bereichert den Intellekt, die Praxis färbt das Gefühl, trainiert den Willen. – Ich weiß – bedeutet nicht, ich handle im Sinne dessen, was ich weiß. Fremde Anschauungen fremder Menschen müssen im eigenen, lebendigen Ich zum Durchbruch kommen.“ „Die Praxis kontrolliert misstrauisch, sie zensiert und bemüht sich, die Theorie bei einer Lüge, einem Fehler zu ertappen.“

### ... und meine alte Profession

Sechs Jahre nach dem Erscheinen von Forum Supervision und drei Jahre nach dem Abschluss meiner Ausbildung zur Supervisorin hielt ich einen Vortrag über das Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis in der Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern. Beim Lesen meiner damaligen Aufzeichnungen wird mir noch einmal sehr deutlich, wie stark mich Artikel aus Forum Supervision, die ich intensiv durchgearbeitet hatte, geprägt und weiter entwickelt haben, so dass die „fremden Anschauungen ... im lebendigen Ich zum Durchbruch kommen“ konnten. Hier nun zur Bestätigung und als kleine Kostprobe meine damaligen Gedanken: „Korczak kannte als Wissenschaftler selbstverständlich die Theorie, was ihn jedoch in hohem Maße auszeichnete und heute immer noch lesenswert macht, ist sein tiefes Verstehen des Alltags in der pädagogischen Praxis. Die beiden Zitate, die wir als Bezugspunkte für das Symposium ausgewählt haben, lassen dies noch einmal sehr deutlich werden. Theorie und Praxis werden in ihrer Unterschiedlichkeit markiert, und genau dies ist eine, wenn nicht die Herausforderung im Rahmen der Erzieherinnenausbildung. Die Ausbildung bestimmt als erste berufliche Sozialisationsinstanz die Weichenstellung. Eine Weichenstellung in eine Richtung, die es den Schülerinnen möglich oder aber un-möglich macht, Theorie und Praxis über „fremde Anschauungen fremder Menschen ... im lebendigen Ich zum Durchbruch“ zu verhelfen. Das heißt: Eine Ausbildung muss sich in ihrer Qualität u.a. daran messen lassen, wie es ihr gelingt Theorie und Praxis in Verbindung zu bringen. Je enger die Partnerinnen: Schülerin-Erzieherin-Schule zusammenarbeiten, je mehr eine gute Kommunikation und gegenseitiges Verstehenwollen die Grundmotivation ist, desto größer die Gewähr einer ‚fruchtbaren‘ Zusammenarbeit.“

In meiner Vorbereitung hatte ich damals gelesen: Angelica Lehmenkühler-Leuschner „Berufliche Sozialisation“ (Heft 6), Gerhard Leuschner „Macht und Machtkontrolle in sozialen Institutionen als Fokus in der Supervision“ (Heft 2), Angelica Lehmenkühler-Leuschner „Professionelles Handeln und Supervision, Eine Einführung in professionssoziologische Grundlagen“ (Heft 2), Angelica Lehmenkühler-Leuschner und Gerhard Leuschner „Zur supervisorischen Haltung“ (Heft 9).

Der Artikel „Macht und Machtkontrolle in sozialen Institutionen als Fokus in der Supervision“ von Gerhard Leuschner war mehrfach eine „Nachdenk-Grundlage“ in meinem damaligen beruflichen Kontext. Ich bemerkte, wenn ich gegenüber angehenden ErzieherInnen das erste Mal das Wort „Macht“ benutzte, z. B. im Zusammenhang mit der Analyse einer Kindergartenszene, große Empörung und Abwehr. Macht wurde als etwas sehr Negatives begriffen; Macht sofort mit Machtmissbrauch, mit Gewalt und Ohnmacht assoziiert. Dabei war ihnen der Gedanke unvertraut und unbekannt, dass alle sozialen Beziehungen durch Machtverhältnisse geprägt sind. Von den SchülerInnen wurde es so gesehen: Eine Person hat „die Macht“ und die andere ist ohne Macht, ohn-mächtig. Es fiel ihnen schwer zu erkennen, dass beide Personen Macht haben. Für ErzieherInnen (und nicht nur für sie) ist es nach meiner Erfahrung schwer, die Machtmechanismen in sozial-emotionalen Beziehungen zu erkennen, laufen sie doch über kommunikative Prozesse der sozialen Kontrolle und werden oft mit „Liebe“ kaschiert. Die Schwierigkeit besteht darin, die indirekte Form der Macht zu erkennen. Um die ungewohnte Denkrichtung im Unterricht leichter zu verdeutlichen, entwickelte ich aus dem Artikel heraus Thesensätze, die uns als Diskussionsgrundlage dienten und gleichzeitig an Praxisbeispielen abgebildet wurden. Ich erinnere mich noch gerne an die damaligen sehr lebhaften Unterrichtseinheiten zurück.

Ein weiterer wichtiger Aspekt mit dem ich mich damals im Rahmen von Lehrerfortbildung und eigener Weiterbildung beschäftigte war: Lernen am Modell – ein Dilemma in der ErzieherInnenausbildung. In dem Zusammenhang war es für mich hilfreich, dass gerade im Sonderheft 1 ein Artikel von Inge Zimmer erschien: „Abhängigkeit und Freiheit: Zum Umgang mit Autorität in der Supervision“ Hierzu ein paar aufgezeichnete Gedanken, die verdeutlichen, wie supervisorisches Abwägen, Gegenüberstellen und praktisches Anwenden inzwischen in meine Überlegungen einfließen:

„So sehe ich aus meiner heutigen Perspektive viele der jungen Frauen, die mir 1973 in meiner ersten Klasse begegneten. Der Umbruch durch die 68er-Bewegung begann gerade im pädagogischen Alltag zu greifen. Von heute rückblickend gesehen, gingen die angehenden ErzieherInnen unerschrocken und teilweise naiv an die veränderten Aufgaben ihres zukünftigen Berufes. So hätten sie mit ziemlicher Sicherheit vehement abgewehrt, dass sie für die Kinder „so etwas wie ein Vorbild“ sein könnten.

Die sie in ihrer Profession prägende Pädagogik forderte, zuzulassen, was in dem Kind „selber steckt und ganz heiß von lauter Leben ist und jauchzt und heraus will“. Unbedeutend in dem Zusammenhang waren die Person der Erzieherin und deren eigene Vorstellungen. Sie stellte sich selbst ganz weit in den Hintergrund, tauchte unter in der Kindergruppe, war Freundin, Partnerin und Spielgefährtin, falls dies die Kinder wünschten. Viele SchülerInnen nahmen auf diese Weise Abstand und Abschied von den „autoritären“ Vorbildern ihrer eigenen Sozialisation, nicht ahnend, dass dieser Weg sich kognitiv schneller zurücklegen lässt, als im gefühlsmäßigen

Verarbeiten. So mussten sie erleben, in welchem Kontrast das neue „theoretische Wollen“ zum Umsetzen in das Handeln stand. Von Kontrasten war die Vorschulpädagogik Anfang der 70er ohnehin stark bestimmt. Entsprechend zerrissen stellte sich die Gesamtsituation, sicher nicht nur im sozialpädagogischen Umfeld unserer Schule, dar. Da waren zunächst die VerfechterInnen des neu entdeckten Bildungsauftrags des Kindergartens, der Schule sehr verwandt: Dort gab es die „Logischen Blöcke“, überhaupt jede Menge didaktischer Spiele, die Vorschulmappen, die Förderung nach Bildungsbereichen wie der Sozialerziehung, Wahrnehmung und Motorik, Spracherziehung, kognitiver Lernbereich, Umwelt und Sachbegegnung, um nur einige zu nennen. Der Kindergarten war scheinbar so „erwachsen“ geworden wie die Schule. Aus den „Kindergartentanten“ waren über Nacht (sprich: sehr schnell) Frau Soundso oder noch häufiger Fräulein Soundso geworden. Die weißen Schürzen wurden abgeschafft. Vielleicht das schwindende Symbol für Schwesterlich-Pflegerisches oder Mütterliches oder einfach Überholtes, eben überalterte Modelle?

Dann gab es die VertreterInnen des „Antiautoritären“, wobei im pädagogischen Alltag nicht unbedingt klar war, wie das denn umgesetzt werden könnte, was da aus England herüber gekommen war. Wichtig war zunächst das „Anti“ bezogen auf das „Autoritäre“, was seinerzeit häufig mit „Autorität“ verwechselt wurde bzw. immer noch wird, wie mir heutige Unterrichtsgespräche immer wieder deutlich zeigen. Wenn man sich „mit den Ursprüngen des Autoritätsbegriffes beschäftigt, so ist festzustellen, dass das Wort zu den ältesten politischen Vokabeln gehört, die über Jahrhunderte bedeutsam geblieben sind. „Die jeweils positive oder negative Bewertung des Begriffs hing immer eng mit der definitorisch wechselhaften Nähe oder Distanz zum Machtbegriff zusammen.../Autorität kommt vom lateinischen Wort auctoritas und dieses von auctor, einer Ableitung des Wortes augere. Augere heißt vermehren, zunehmen, wachsen lassen, auch fördern.../Nach der Rückkehr Horkheimers aus Amerika (1949) gründete er mit Adorno die Frankfurter Schule, die psychoanalytische Erkenntnisse mit soziologischen Theorien verknüpfte. Ihre kritische Theorie führte zur Initialzündung der Studentenbewegung. Zentralangriffsobjekt der 68er Bewegung war die Autorität. Der Kampf richtete sich gegen traditionelle, persönliche und institutionelle Autoritäten. Das Wort Autorität wurde jetzt peinlich vermieden wie in der französischen Revolution. Wer für sich oder andere Personen oder Institutionen Autorität beanspruchte oder irgendeine Autorität respektierte, galt als autoritär.“ (Inge Zimmer: „Abhängigkeit und Freiheit: Zum Umgang mit Autorität in der Supervision“, Sonderheft 1) Autoritätsangst löste so die Autoritätssucht ab.

Selbstverständlich machten mich auch noch andere Autorinnen und Autoren über ihre Artikel neugierig auf sich, so dass ich Fortbildungen oder Vorträge von ihnen sogar gezielt besuchte. Dazu gehörten u.a. Wolfgang Weigand (Heft 4 u.a.), Cornelia Edding (Heft 5 u.w.), Annemarie Bauer (Heft 8 u.w.), Erdmute Bartsch (Heft 6), Edeltrud Freitag-Becker (Heft 9 u.w.), Elisabeth Rohr (Heft 13 u.w.), Kornelia Rappe-Giesecke (Heft 37), Harald Pühl (Heft 37). Was ich sehr bedauere ist, dass

ich Wolfgang Schmidbauer bisher nur über seine Bücher und seine Artikel bei Forum Supervision kennenlernen durfte, ihm persönlich jedoch noch nie begegnet bin. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.

### ... und Artikel, die mich berührten

#### **Bernhard Volkenhoff: „Dialektik auf dem Weg zu supervisorischem Verstehen“ (Heft 8)**

„Als die Sterne ihre Pfeile herabsandten und den Himmel mit ihren Tränen netzten, lächelte Er da...“ (William Blake, The Tiger)

Immer wenn ich im Auto am Hinweisschild „Emsdetten“ vorbei fahre, muss ich an Bernhard Volkenhoff denken, meinen ersten Balintgruppenleiter und daran, dass ich ihm in der Realität nicht mehr begegnen kann. Wie habe ich die Arbeit in der „kunst-vollen“ Umgebung genossen, wie habe ich seine vorsichtige fein-geistige Arbeitsweise geliebt. Seinen fast philosophischen Artikel jetzt noch einmal zu lesen, macht mich traurig und gleichzeitig erfreut er mich von Herzen. Gerne gebe ich auch zu, dass ich noch immer nicht alles auf Anhieb verstehe und doch bringt er mich dem Menschen nahe, dem ich viel Richtungweisendes im Beruf, wie im Persönlichen verdanke. Ähnlich wie er es in dem Brief an Gerhard Leuschner schreibt, „diese Intervention, die einen längerfristigen Prozess der Aufklärung in mir in Gang gesetzt hat“, oder „erfuhr ich sowohl Schutz, als auch Entfremdung und lernte durch ihre Besprechbarkeit Aufklärung“. Rückschauend gilt dies auch für mich als Quintessenz der Zusammenarbeit mit Bernhard Volkenhoff.

Noch Etwas fällt mir beim Lesen ein, es waren die zwei großen Wendepunkte in meinem Leben, die in der Balintgruppenarbeit in Emsdetten bei ihm grundgelegt wurden: mein Ausstieg aus der Schule und mein „Übergang“ in meine neue Umgebung in Ostfriesland. (vgl. Heft 25, S.56-64)

#### **Inge Kähling, Christof Nel: „Die Produktion der „Meistersinger von Nürnberg“ (Heft 5)**

„Des Ritters Lied und Weise, sie fand ich neu, doch nicht verwirrt: verließ er unsre Gleise schritt er doch fest und unbeirrt.“ (Die Meistersinger von Nürnberg, Richard Wagner)

Heft Nr.5 hat für mich eine besondere Bedeutung und das nicht nur der Artikel wegen. Es ist die einzige Ausgabe, die ich in den fast 20 Jahren verliehen habe und nie zurück bekam. Also habe ich mich sehr gefreut, dass ich sie jetzt meinerseits ausleihen konnte. Fast jeder Artikel in diesem Heft hat mich beim Vorbereiten des Colloquiums für die Supervisionsausbildung beeinflusst, nur einer nicht: der war, wie soll ich das ausdrücken –mitten in meinem Fluss drin

Ich habe mich so gefreut, als ich in diesem Heft auf die Überschrift stieß. Ach wie toll, so etwas abenteuerlich Schönes hat hier auch seinen Platz. Die „Meistersinger von Nürnberg“ hatte ich bereits, ich meine in Berlin, gesehen. Das half mir

beim Lesen und Verstehen. Ich stellte mir auch Frau Kähling bei der Arbeit vor. Ich hatte sie bereits kennen und ihre Art mit den verschiedensten Menschen umzugehen schätzen gelernt. Christoph Nel kannte ich zu der Zeit noch nicht. Den musste ich mir einfach vorstellen.

In die, für „Otto Normalverbraucher“ doch recht fremde Welt des Theaters einzutauchen, fand ich sehr spannend und anregend. Das war für mich ein weiterer Anschlag in Richtung – so interessant kann Supervision sein!

Gerne gebe ich auch zu, dass der Hang zum Schönen, Theatralischen, Kreativen in mir lebt. Daher hat mich der Artikel wohl so „mitgenommen“. Auf jeden Fall wusste ich danach Eines: In dieser Zeitschrift hat „Andersartiges“ vielleicht sogar „Fremdes“ seinen Platz.

Wie mich überhaupt die gesamte Serie Neue Projekte immer wieder begeistert hat, machte sie doch Lust auf neue Arbeitsfelder. Leider ist es nie dazu gekommen, doch wäre ich begeisterte Leserin gewesen, wenn sich jemand mit dem Themenbereich „Fußball – Mannschaft –Trainer“ supervisorisch auseinander gesetzt hätte. Nun ja, vielleicht lese ich das dann in der Zukunft im Internet. Wer weiß?!

#### **Agnes Drexler-Budde: Berufsbiografie und Verselbstständigung in lebensgeschichtlich bedeutsamer Umgebung (Heft 6)**

„Man sucht sich das Land seiner Geburt nicht aus.“ (Gioconda Belli)

Dieser Artikel hat mich von allen gelesenen am tiefsten persönlich berührt, wohl weil die eigene Sozialisation durch das Dorfleben, eine Verbindung schafft, ein unmittelbares Verstehen herstellt. Mit der Autorin lief ich in Gedanken über Blumenwiesen und pflückte Blumensträuße, versteckte mich im Wald oder besuchte „Flüchtlinge“ in der Nachbarschaft. So ähnlich hätte ich in vielen Teilen, die von ihr beschrieben werden, meine eigene (Berufs-) -biografie und Verselbstständigung beschreiben können.

Der Abschnitt über die „Flurbereinigung“ amüsierte mich sehr, nicht des beschriebenen Inhalts wegen, sondern weil er mich erinnerte an immer wiederkehrende kuriose Szenen am Abendbrotstisch in meinem Elternhaus. Endlose Diskussionen und Erregungen über das „kleinere Stück vom Kuchen“, das man mal wieder nur abbekam, dass die „reichen Bauern immer die dicksten Kartoffeln haben“ oder besser gesagt bekommen. Die meisten Menschen, über die da geschimpft wurde kannte ich gut und mochte sie gern, um so sonderbarer kam es mir vor, dass sie plötzlich zu den „Bösen“ gehören sollten.

In den Beschreibungen und den aufgezeigten Lebenslinien ist mir so viel Vertrautes vorgekommen, dass es mir vorkam und vorkommt, als hätte ich in der Autorin eine verwandte Seele getroffen. Beruhigend finde ich die beschriebene Erkenntnis, „ich muss nicht alles toll finden, was ich erlebt habe und was mir das Leben zugemutet hat, aber ich kann das wertschätzen lernen, was ich gerade durch die Bedingungen, die mir meine Geschichte bot, besonders gut entwickeln konnte.“

### ... und was ich noch zu sagen hätte

Es würde wohl den Rahmen sprengen, auf noch mehr Auszüge und weitere Artikel einzugehen. Es gibt sie für mich durchaus. Unter der Überschrift „Hefte als treue Begleiter“ habe ich sie unten weiter aufgelistet. Ganz herzlich möchte ich mich bei Constanze und Gregor bedanken, die mich zum Nachdenken angeregt haben, mir professionelle Überlegungen nahe gebracht und nahe gelegt haben und die ich ganz spontan gesagt für genial hielt! Ach und im Übrigen, wer verbirgt sich eigentlich dahinter? Das habe ich bis heute nicht erforscht. Unbekannterweise liebe Grüße!

#### *Hefte als treue Begleiter:*

Heft 1, Heft 2, Heft 5, Sonderheft 1, Heft 6, Heft 9, Heft 10, Heft 18, Heft 20, Heft 21, Heft 25. Nachdem ich nun alle Teile noch einmal durchgelesen habe, stelle ich fest, dass die für mich prägenden Artikel aus der Anfangsphase der Zeitschrift stammen. Nicht verwunderlich aus meiner Berufsbiografie heraus. In der nachfolgenden Zeit, etwa ab Heft 25, habe ich eher punktuell für mich Themen ausgewählt. An den Merktzetteln in den einzelnen Heften kann ich erkennen, dass es solche Artikel waren, die gerade auf meine aktuelle Supervisionsarbeit zutrafen. Was ja für die Verknüpfung von Theorie und Praxis ein gutes Zeichen ist. Mithin schließt sich hier für mich der Kreis: „Forum Supervision dient der Grundlagen-Diskussion der aus der Praxis gewonnenen Erfahrungen.“... und das wünsche ich mir auch für die Zukunft.

*Hannelore Fricke, Am Lindenbaum 15, 26605 Aurich*

*Monika Gebhart, Jörg Hohelüchter-Menge,  
Jürgen Kreft, Monika Maaßen*

## Begleittext für die Ausbildung, Materialsammlung und mitwachsendes Handbuch – 20 Jahre FoRuM Supervision

### Anfänge: Eine neue Zeitschrift und Beginn der Ausbildung

**Jürgen Kreft:** Vor zwanzig Jahren saßen wir gemeinsam in der Supervisionsausbildung des FIS und waren sehr gespannt auf das, was auf uns zukommen wird. Mittlerweile sind wir alle selbstständig als Supervisorinnen und Supervisoren tätig und auf diesem Weg hat uns das FoRuM Supervision mehr oder weniger intensiv begleitet – zunächst als Leserinnen und Leser, als Autoren und Autorinnen und mich später dann als geschäftsführenden Redakteur und Mitherausgeber. Habt ihr noch Erinnerungen an diese Anfänge?

**Monika Maaßen:** Ich kann mich gut dran erinnern, dass Gerhard Wittenberger, der Leiter der Ausbildung, in der ersten oder zweiten Ausbildungswoche mit großer Begeisterung auf das Erscheinen einer neuen Zeitschrift hingewiesen hat. Man hatte den Eindruck, dass für das FIS ein wichtiger Entwicklungsschritt gewagt werden sollte. Es hatte etwas von „Aufbruch“ an sich. Die Ankündigung war verbunden mit der Einladung, die Zeitschrift zu abonnieren und in einen gemeinsamen Diskurs einzusteigen.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Ich erinnere mich noch an die Diskussionen über die Notwendigkeit von „Veröffentlichung“ der eigenen Position. Von Anfang an war dieser Impuls für mich mit dem Begriff der „Aufklärung“ verbunden. Und die Gründung der Zeitschrift stand in diesem Zusammenhang. Es war die Zeit der rechtsradikalen Übergriffe gegenüber Ausländern und das FoRuM hat mit einem Aufruf reagiert, der in der Ausbildungsgruppe eine Diskussion in Gang setzte, dass wir uns als Supervisorinnen und Supervisoren in den öffentlichen Diskurs einmischen müssen – sozusagen: uns veröffentlichen. Das verbinde ich mit Gründung der Zeitschrift.

**Jürgen Kreft:** Was Du ansprichst war eine Beilage zu einem der ersten Hefte, die ja 1993 erschienen sind. Im Frühjahr jenes Jahres war es zu rechtsradikalen Ausschreitungen in Hoyerswerda und Rostock gekommen und nur einige Wochen später im Mai 1993 fielen in Solingen fünf Menschen einem Brandanschlag zum Opfer. Die politische Stellungnahme der Herausgeber der gerade erschienenen neuen Zeitschrift und ein Wiederabdruck der „Erziehung nach Auschwitz“ in der Wochenzeitschrift DIE ZEIT bildeten den Hintergrund für eine sehr politische Diskussion in der Ausbildungsgruppe.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Für mich hat dies den Beginn des FoRuM stark geprägt und mit einem politisch aufklärenden Impetus verbunden. Das Nachdenken über die eigene Rolle bekam dadurch während der Ausbildung einen anderen Fokus.

**Monika Gebhart:** So dezidiert politisch habe ich die Anfänge nicht in Erinnerung. Natürlich haben uns die politischen Diskussionen beeinflusst. „Wer schweigt“ – nicht nur zu dem, was da geschehen war, sondern allgemein gesprochen – „stimmt zu.“ Stärker beeinflusst war ich aber durch die für mich ungewohnten Lernformen während der Ausbildung. Das Politische neben den Unsicherheiten mit der neu zu erlernenden Rolle als Supervisorin auch noch in den Blick nehmen zu müssen, habe ich als Belastung erlebt.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Aus meiner Biografie heraus, hatte es einen erleichternden Aspekt. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Person in den Selbsterfahrungsanteilen der Ausbildung hatte diesen politischen Teil, der ja auch zu mir gehörte, ein wenig in den Hintergrund gedrängt. Nun war er auf einmal wieder im Bewusstsein und die implizite Botschaft war: auch dieser Teil von mir hat hier Platz.

**Jürgen Kreft:** Insofern war mit dem Erscheinen der neuen Zeitschrift ein doppelter Anspruch formuliert: neben der Auseinandersetzung mit der eigenen Person gehört auch die politische Wachheit und die Auseinandersetzung mit fachwissenschaftlichen Beiträgen zu der zu erlernenden Rolle.

**Monika Gebhart:** Die ersten beiden Hefte waren beinahe Begleittexte für die Ausbildung. Man bekam theoretisch erklärt, was man praktisch erlebte und erlitt. Gerhard Leuschner schrieb etwas zur angewandten Gruppendynamik und Gerhard Wittenberger über die Verwundbarkeit in der Supervisionsausbildung (Heft 1). Vieles, was mir in der Ausbildungsgruppe passierte, habe ich erst über die Beiträge im FoRuM verstanden. Mit meiner langjährigen Berufserfahrung im Hintergrund noch einmal in einen Lernprozess zu gehen und neu anzufangen, das machte mich verwundbar – dann darüber zu lesen, war sehr erhellend.

**Monika Maaßen:** Was mich in diesem Zusammenhang beeindruckt hat, war zu lesen, was unsere Ausbilder erlebt und gedacht haben. Es machte die Ausbildungssituation transparent. Das Lernen fand nicht im Verborgenen statt, sondern es gab Möglichkeiten, sich darüber auszutauschen.

**Monika Gebhart:** Es hatte auch etwas nachträglich Erklärendes. Vieles, was während der Ausbildung geschah, war mir zunächst fremd. Im nachträglichen Verstehen erleichterte es Erfahrungen und Zugänge. Ich konnte verstehen, was mir geschah. Das hat einige Knoten gelöst.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** So eindeutig positiv kann ich das nicht beschreiben. Gerade die Beiträge, die sich der Ausbildung widmeten, konnten meine starke Abwehr nicht lockern, jedenfalls nicht sofort. In der ersten Zeit wollte ich oft nicht lesen und erklärt bekommen, was mich schon in der Ausbildungspraxis ärgerte.

Theoretische Erklärungen können ja auch verletzen. Insofern war ich immer sehr ambivalent. Da mussten erst einige Jahre vergehen, bis ich mich dem unvoreingenommen nähern konnte.

## Das FORUM als Begleiter in der praktischen Arbeit

**Jürgen Kreft:** Am Ende der Ausbildung stand dann der Sprung in die supervisory Praxis. Inwieweit hat euch das FORUM bei den ersten Schritten begleitet? Habt ihr Anregungen bekommen oder bei bestimmten Anfragen auf bestimmte Artikel zurückgegriffen?

**Monika Gebhart:** Nach dem Abschluss der Ausbildung bin ich noch einige Jahre in meinem damaligen Beruf als Leitungskraft in einem Krankenhaus geblieben und habe Supervision nebenberuflich praktiziert. Da waren die Beiträge oft eine Unterstützung – nicht nur für die Supervisionsprozesse. In Heft 4 gab es z. B. einige Beiträge aus dem Bereich der Pflege, die mir geholfen haben, die Organisation und meine Kolleginnen und Kollegen besser zu verstehen. Die Themenangaben auf den Heftrücken, die nach einigen Ausgaben hinzu kamen, erleichterten die Suche in Hinsicht auf für meine Praxis relevante Fragestellungen.

**Monika Maaßen:** Ich habe Supervision zunächst ebenfalls nebenberuflich betrieben. Die Hefte haben mich dabei wie eine Materialsammlung begleitet. Von vorne bis hinten habe ich sie nie gelesen. Die einzelnen Beiträge habe ich bei gezielter Themensuche oder aus Empfehlungen von Kolleginnen gefunden. Es brauchte für mich häufige äußere Impulse. Die Hefte waren eine Art mitwachsendes Handbuch, auf das man in Hinsicht auf bestimmte Themen fundiert zurückgreifen konnte. Vor allem die Praxisberichte haben mich in der Rolle derjenigen, die als Leiterin einer Organisation, auch Supervision beauftragt und als Supervisorin gestützt.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Ich bin schnell in die Selbstständigkeit gegangen. Dabei war die Auseinandersetzung mit der Lehrsupervision und den Kolleginnen eigentlich immer wichtiger als die mit der Fachliteratur, mit der ich immer gefremdet habe. Eine Ausgabe, die mich damals dennoch sehr bewegt hat, war das Heft über „Supervision in den Neuen Bundesländern“. (Heft 7) Es hat mich auf ein Thema aufmerksam gemacht, das ich beinahe ausgeblendet hatte.

**Monika Gebhart:** Was mich an diesem Heft, das nach unserer Ausbildung erschienen ist, besonders bewegt hat, war der Aufsatz von Renate Hartke und Martin Johnsson, die Kolleginnen unserer Ausbildungsgruppe waren. Auf einmal wurde mir bewusst – durchaus unterlegt mit Neidgefühl –, dass unsere Wege in unterschiedliche Richtungen gehen könnten.

**Jürgen Kreft:** Das FoRuM hat ja immer auch den Anspruch gehabt, junge Kolleginnen und Kollegen zum Schreiben anzuregen. Auf einmal war da jemand aus

unserem Ausbildungskurs, der aufgefordert wurde, die Überlegungen aus der Abschlussarbeit zu veröffentlichen.

**Monika Maaßen:** Für mich ist dies mehr der Ausdruck dafür, dass es den Kollegen, die immer auch schon eine andere Profession gelernt hatten, gelang, beide Teile miteinander in Verbindung zu bringen. „Alte“ Kompetenzen aufgreifen und mit den „neuen“ verbinden. Für mich fällt diese Phase in eine Zeit, wo ich viel mit meiner anschließenden Gruppendynamischen Ausbildung beschäftigt war. Das FoRuM rückte da etwas in den Hintergrund. Der Pioniergeist ging etwas verloren. Die Verbandszeitschrift der DGSv übernahm wichtige Themen und die Zeitschrift Supervision gab es ja auch noch.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Für mich war das FoRuM immer stark mit der Ausbildung und unserem Ausbildungsinstitut besetzt. Man war FISler und las das FoRuM und nicht unbedingt die anderen Zeitschriften. Das gehörte quasi zur supervisorischen Identität. In meiner Wahrnehmung war es eine Hauszeitung und das war positiv besetzt.

**Monika Gebhart:** Für mich war das FoRuM orientierungsgebend. Es war die Zeitschrift der Institution bei der ich lernte. Es war der Rahmen, in dem ich mich gut aufgehoben fühlte. Mit dem Ende der Ausbildung bildete das FoRuM eine Anbindung an die Kolleginnen und Kollegen, die aus Aus- und Fortbildungszusammenhängen vertraut waren. Bei mir folgte eine Phase, in der ich neugierig auf das wurde, was jenseits des vertrauten Rahmens zu erfahren war.

**Monika Maaßen:** Eigentlich ist es eine Zeitschrift, die eng mit dem Ausbildungsinstitut verbunden ist.

**Jürgen Kreft:** Obwohl dies dem veröffentlichten Selbstverständnis der Zeitschrift nicht entspricht. Innerhalb der Redaktion der Zeitschrift war es immer wichtig festzuhalten, dass wir kein Hausblatt sind. Aber in der Außenwahrnehmung ist es nicht so gewesen.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Was offensichtlich entstanden ist, ist eine hohe Bindung der Ausbildungskandidaten des FIS an das FoRuM.

**Monika Gebhart:** Bindung an sich ist ja nichts Negatives. Kinder binden sich an ihre Bezugspersonen und gewinnen eine Sicherheit, in die Welt hinauszugehen. Es gab ja immer auch Autorinnen und Autoren – ich denke z. B. an Heidi Möller oder Cornelia Edding –, die mich dazu bewogen, andere Konzepte kennen zu lernen, eben weil es eine gute, sichere Bindung gibt.

### Besondere Hefte

**Jürgen Kreft:** Der Umstand, dass Du an dieser Stelle bestimmte Autorinnen benennst, die Dich besonders angesprochen haben, stößt bei mir die Frage an, ob es im Laufe der letzten 20 Jahre Highlights oder auch besondere Aufreger in der

Zeitschrift gegeben hat. Gibt es bestimmte Ausgaben, die ihr besonders häufig in die Hand nehmt, Aufsätze oder Autoren, die Euch besonders beschäftigt haben?

**Monika Maaßen:** Sehr interessant fand ich eines der letzten Hefte, in dem es um die „erlebte Geschichte der Supervision“ (Heft 37) ging. Die Beiträge waren sehr hilfreich, die Entwicklung nachzuvollziehen und bestimmte Aspekte einzuordnen. Diese Hintergründe sind für mich wichtig, wenn ich Supervision in fremden Kontexten vorstellen muss. Und dann gab es ein Heft über „Biografie“ (Heft 32), das ich sehr spannend fand. Diese beide Hefte erinnere ich als erste.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** In das Heft „Supervision und Organisation“ (Heft 15), mit den Aufsätzen von Harald Wirbals und Wolfgang Schmidbauer, habe ich immer wieder einmal geschaut, wenn ich in Prozessen mit Organisationsfragen konfrontiert wurde. Da wurden Themen angesprochen, die im Kontext des Sozialmanagements eine hohe Bedeutung hatten – und zwar zu einem Zeitpunkt, wo es noch nicht sehr viel Material zum Thema Organisation und Führung gab.

**Monika Gebhart:** Dieses Heft war auch für mich sehr wichtig. Zum einen gab es die anregenden Ausführungen von Carl Josef Leffers und Wolfgang Weigand zur Organisationsentwicklung und zum anderen begann mit dem Beitrag von Angelica Lehmenkühler-Leuschner und Gerhard Leuschner die Auseinandersetzung um Coaching und ein Selbstvergewisserungsprozess, was denn der Unterschied zur Supervision ist.

Darüber hinaus waren für mich natürlich immer die Hefte von besonderer Bedeutung, die sich mit Fragen beschäftigten, die entweder in meiner supervisorischen oder hautberuflichen Situation gerade aufgeworfen wurden, d. h. überall da wo es um Leitungskonzepte, Pflege, Alter und Demenz ging.

Das Heft „Wenn etwas zu Ende geht“ (Heft 28) sprach mich besonders an, weil es mich in einer Situation traf, in der ich eine Ahnung davon spürte, dass auch bei mir ein Abschied anstand. Zu lesen, wie andere damit umgehen, war eine Vorbereitung auf das, was mir noch bevorstand. Und Ähnliches hat es mehrfach gegeben. Z. B. Heft 24 mit dem Titel „Veränderte Zeiten: Problem – Diagnose – Setting“ Das kam gerade zur rechten Zeit, d. h. noch bevor die Veränderungen in den Arbeitsverhältnissen so richtig griffen. Die Diskussionen über den „Arbeitskraftunternehmer“ und die in diesem Zusammenhang zu erwartenden Veränderungen in den Organisationen erleichterten mir das Verstehen dessen, was um mich herum passierte.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Ein Heft ist mir auch in Erinnerung geblieben, wo wir beiden nach langem hin und her das Heft „Schule und Supervision“ (Heft 23) gemacht haben. Das war ja auch mein persönliches Thema, mit dem ich mich lange herumgeschlagen habe: Gehe ich noch in die Institution Schule zurück oder gehe ich in die Selbstständigkeit. Für mich war die supervisorische Auseinandersetzung mit diesem Bereich wie eine Befreiung und wie eine öffentliche Bekanntmachung, dass ich mit diesem Thema nun endgültig abgeschlossen habe.



**Jürgen Kreft:** Das Heft, das Du ansprichst, ist eines der wenigen, das sich nur ein einziges Feld vornimmt. Und ich habe mich oft gefragt, warum das nicht häufiger passiert ist. Versuche gab es immer wieder, aber wirklich gelungen ist es nicht. Was mir im Rückblick aufgefallen ist, dass die für mich wichtigen Hefte fast immer auch mit einer Tagung verbunden waren – entweder mit unseren eigenen Tagungen, die wir ab 2005 regelmäßig veranstaltet haben, oder eben den FIS-Tagen, die eine viel längere Tradition haben. Vielleicht hat FoRuM ja auch etwas mit Begabung und mit Austausch zu tun.

**Monika Maaßen:** Das kann aber auch an den jeweiligen Themen gelegen haben. Konzeptionell macht es natürlich auch einen großen Unterschied, wenn man Aufsätze um einen vorhandenen Tagungskern entwickeln kann

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Man darf auch die Persönlichkeiten, die auf den Tagungen gesprochen haben – z. B. Heidi Möller, Cornelia Edding, Johann August Schüle in auf den FIS-Tagen und Ralf Zwiebel, Sighard Neckel, Micha Brumlik, Elisabeth Rohr und Hartmut Rosa auf den Tagungen des FORUM – nicht unterschätzen. Das Gehörte und Erlebte dann nachträglich und in aller Ruhe noch einmal nachzulesen, macht dann einen besonderen Reiz aus, in diese Heft reinzuschauen.

### Berufspolitische Einmischungen

**Jürgen Kreft:** Es gibt einen Strang in den Heften, den wir bisher noch nicht angesprochen haben. Es hat immer wieder von Gerhard Leuschner und Gerhard Wittenberger ‚den Gründern des FoRuM, und von den Redaktionsmitgliedern Interventionen gegeben, die auf die Entwicklung der jungen Profession Supervision und wichtige berufspolitische Aspekte Bezug genommen haben.

**Monika Gebhart:** Ich habe es wahrgenommen und auch gelesen, aber es hat mich nicht sehr bewegt. Natürlich war es orientierungsgebend und den Stand der Diskussion zusammenfassend, aber es traf nicht mein vorrangiges Interesse. Es war mir wichtig über den Stand der berufspolitischen Diskussion im Moment informiert zu sein, die Artikel dazu nahm ich sehr wohl zur Kenntnis.

**Monika Maaßen:** Das ist mir ähnlich gegangen. Ich habe diese Beiträge auch gelesen, aber es gab wenig Gelegenheit, darüber zu diskutieren. Eine andere Dynamik hatte dies in Hinsicht auf den Beitrag von Gerhard Leuschner zur Frage ‚Ist Supervisor/in ein Beruf?‘ (Heft 34). Zum einen hatte er seine These auf den FIS-Tagen vorgetragen und zum anderen haben wir die Diskussion im kleineren Kollegenkreis in Münster aufgegriffen und fortgesetzt. So wichtig die Themen waren, ich glaube, was gefehlt hat, war eine zeitnahe Möglichkeit, sich damit auseinanderzusetzen. Von daher waren die Praxisberichte und die fachlichen Beiträge bei mir eher im Blick als die berufspolitischen Einwürfe.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Die berufspolitischen Impulse sind bei mir nicht so recht angekommen. Da haben Gespräche unter Kollegen einen viel größeren Einfluss gehabt. Bei berufspolitischen Themen brauche ich eher die Emotionalität, die sich bei face-to-face Kontakten einstellt.

**Monika Gebhart:** Vielleicht ist dieses Thema ambivalenter belegt, als wir denken. Du hast zu Beginn unseres Gespräches darauf hingewiesen, dass das FoRuM nie als Hauszeitung des FIS gedacht war. In dem Moment aber, in dem die Repräsentanten des FIS – also Gerhard Leuschner, Gerhard Wittenberger und andere – ihre Positionen zur Entwicklung der Supervision veröffentlichen, passiert ja genau das: FoRuM und FIS gehen eine sehr enge Verbindung ein. Da geraten die Zeitschrift und ihre Redakteure in ein Dilemma.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Zynisch formuliert: Ich kann ja betonen, dass der Vorwärts ab sofort keine Parteiorgan der SPD mehr ist, aber ihre Repräsentanten schreiben noch in diesem Organ. Auch wenn die neue Redaktion immer wieder formuliert, dass auch andere Meinungen Platz finden sollen, wird die öffentliche Meinung und Wahrnehmung davon nicht automatisch verändert. Für mich ist das FoRuM über den gesamten Zeitraum seiner Geschichte ein Organ des FIS gewesen – und ich glaube, dass dies nicht nur meine Wahrnehmung sondern die der meisten Kolleginnen und Kollegen ist.

**Monika Maaßen:** Für mich hat die ganze berufspolitische Diskussion dann die DGSv mit ihren Publikationsorganen übernommen. Das FoRuM blieb für die fachliche Diskussion wichtig. Dort waren die fachlichen Grundlagen formuliert, mit denen ich mich auseinandersetzen konnte und die für meine supervisorische Identität wichtig waren. Dies gilt vorrangig für gruppenspezifische und psychoanalytische Themen, die in meiner Arbeit wichtig waren. Das war es, was mich wirklich interessiert hat. Die anderen Fragen habe ich auf unseren Berufsverband geschoben.

### Fachlicher Diskurs

**Jürgen Kreft:** Für Euch ist das FoRuM eher eine fach- als eine berufspolitische Zeitschrift. Mein Impetus war immer auch, dass der Supervision ein theoretisches Fundament fehlt und ich der Überzeugung war, dass man über die Zeitschrift den fachlichen Diskurs wach halten und vorwärts treiben kann. Das geht nicht immer mit leicht lesbaren, kurzen Texten, sondern fordert manchmal eine umfangreiche und theoretisch anspruchsvolle Ausführung.

**Monika Gebhart:** Das war für mich einer der Gründe, warum ich nach vielen Jahren Ende 2006 dann doch das Abo kündigte. Um eine Profession fachlich zu fundieren, muss wissenschaftlich gearbeitet werden, das ist mir bewusst. Aber es gab einzelne Hefte, die einfach zu schwierig zu lesen waren. – ich denke da an einen Beitrag von Katharina Gröning, deren Texte ich sonst schätze, zu Niklas Luhmann

(Heft 29). Diese sehr theoretisch-wissenschaftliche Sicht auf die Supervision tauchte zunehmend häufiger in einzelnen Ausgaben auf. Nebenbei bemerkt: Trotz der Kündigung des Abos habe ich dann doch diverse Ausgaben nachbestellt und gelesen.

**Jürgen Kreft:** In der Konzipierung der Hefte gab es immer ein Spannungsfeld zwischen einer gründlichen theoretischen Fundierung und relevanten gut lesbaren Praxisberichten. In meiner Wahrnehmung war es zunehmend schwieriger, Praxisberichte zu bekommen. Über die Gründe mag ich an dieser Stelle nicht spekulieren. Gleichzeitig erschien mir die theoretische Fundierung immer wichtiger zu werden.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Was meinst Du damit, dass die theoretische Auseinandersetzung wichtiger geworden ist? Für wen wichtig?

**Jürgen Kreft:** Wichtig für die Etablierung eines Berufes, der dann Supervisor heißt. Die Abgrenzungsdiskussionen zum Coaching und die Konkurrenz am Beratungsmarkt haben die theoretische Selbstvergewisserung immer wichtiger werden lassen. Es gibt bis heute noch kein von allen geteiltes Paradigma darüber, was Supervision eigentlich ist und wie es praktisch umzusetzen wäre. Es gibt unterschiedliche Theoriebausteine, die von den unterschiedlichen supervisorischen Schulen irgendwie zusammengebaut werden.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Im ersten Zugang, wenn ich dies so höre, habe ich den Eindruck, das müsste in einem universitären Diskurs stattfinden. Läuft dieser Diskurs eigentlich? Oder wolltet ihr mit der Zeitschrift den Diskurs kompensieren, ergänzen, aufnehmen? Den Anspruch, das mit dem FoRuM zu tun, kann ich nachvollziehen – aber Du hast dies ja auch befördert. Das könnte der Grund dafür sein, warum weniger Praxisberichte an Euch herangetragen wurden. Ihr habt nach und nach das FoRuM zu einem wissenschaftlichen Diskursheft gemacht.

**Monika Gebhart:** Und dieses durchaus mit Berechtigung. Denn natürlich braucht eine Profession diese wissenschaftliche Unterlegung und Begleitung.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Und das war gut so. Auch wenn ich an bestimmten theoretischen Diskussionen nicht mehr teilgenommen habe, weil sie mir zu weit weg waren von der Praxis. Nicht schon wieder Luhmann. Es ist so schwierig und so wenig lustbesetzt. Das macht es für Leser einfacher, nicht mehr mitzugehen. Das sollen die an der Universität machen. Im praktischen supervisorischen Tun werden kollegiale Gruppen und Balintgruppen wichtiger als der theoretische Diskurs.

**Monika Gebhart:** Bei den neueren Heften ist der zunehmende Einfluss der Universität Bielefeld spürbar. Mein Eindruck war, dass Studentinnen vermehrt Arbeiten aus ihren Studienzusammenhängen veröffentlichten. Die Texte waren sehr philosophisch und theoretisch.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Das FoRuM hätte dann die Aufgabe zu filtern: Wo muss man hingucken? Mit welchen Positionen und Grundlagen müssen wir uns beschäftigen? Dazu braucht es eine klare Linie. Nur so kann dieser Beruf in Richtung auf Standards weiter entwickelt werden. Die Zeitschrift müsste stärker kont-

rollieren, welche Positionen in den Diskurs gehören und welche nicht. Das würde ich mir wünschen.

**Monika Maaßen:** Für wen ist das eigentlich? Wenn ich in der Praxis stehe und über Fortbildungen die Möglichkeiten gesucht habe, mich zu orientieren, sind die Beiträge oft zu lang. Einen solchen Artikel zu lesen, ist ja eine zusätzliche harte Arbeit. Da habe ich mich manchmal in die Rezensionen oder die anderen kurzen Formate der Zeitschrift gerettet. Darüber habe ich immer Orientierung gefunden. Ich habe eine Idee davon bekommen, was im Moment diskutiert wird.

**Jürgen Kreft:** Hat sich die Zeitschrift vom Leser entfernt – oder der Leser von der Zeitschrift?

**Monika Maaßen:** Beides – aber sie haben sich auf Tagungen immer wieder getroffen und haben beides zusammengeführt. Diese Begegnungen waren notwendig und hilfreich. Die Berufstätigkeit und supervisorische Praxis stehen zur fachlichen Auseinandersetzung in einem nicht einfach auszubalancierenden Spannungsfeld. Und die Praxis steht einem näher, obwohl wir alle, die wir hier sitzen, ja nicht als theoriefeindlich bezeichnet werden können.

Vielleicht ist die Entscheidung, jetzt etwas zu verändern, überfällig. Das FoRuM kam äußerlich immer ein wenig althergebracht daher. Vom Layout und Erscheinungsbild, vom Format hat es sich die vergangenen 20 Jahre wenig modernisiert. Wir alle sind mit der Frage beschäftigt, wie kommen wir eigentlich angesichts der Fülle an Möglichkeiten zu den wirklich wichtigen Informationen, die wir für unser berufliches Leben benötigen? Welche Bedeutung hat das Internet? Wo finde ich dort relevantes Wissen? Welche Informationen stehen an welcher Stelle digitalisiert zur Verfügung?

Das ist nicht allein eine Frage nach den technischen Möglichkeiten. Das individuelle Verhalten der meisten Menschen hat sich längst verändert. An welche Entwicklungen sind wir noch angedockt? Was hat sich schon von uns entfernt? Und ab wann kommt eine solche Fachzeitschrift in Zugzwang. Wie sind Räume zu gestalten, in denen diskutiert werden kann?

Dialog und Austausch sind für mich mit zunehmender Berufserfahrung immer wichtiger geworden.

So sehr es zu bedauern ist, dass es das FoRuM in der jetzigen Papierform nicht mehr geben wird; eine Zeitschrift weniger im Briefkasten ist auch entlastend. Aber die Notwendigkeit, sich zukünftig auf anderen Wegen mit Informationen zu versorgen, steigt dadurch. Es wird unbequemer – was vielleicht ja auch ein Herausforderung darstellt, die uns allen gut tut.

**Jörg Hohelüchter-Menge:** Menschen in den Diskurs zu bringen, erscheint über neue Medien zukünftig wahrscheinlich einfacher als über Buchform – sprich: übers Lesen. Kurze Info's werden wichtiger werden. Direkte Kommunikation wird wichtiger werden.

**Monika Gebhart:** Dazu habe ich noch ein Zitat von Bernadette Grawe. „Über unser Sprechen, nicht über unser Denken oder Fühlen schließen wir uns wieder an die Gruppe an.“ (Heft 18)

**Jürgen Kreft:** In diesem Sinne danke ich Euch recht herzlich für das Gespräch.

Anschrift der GesprächspartnerInnen:

*Monika Gebhart, Detmolder Str. 142 d, 33604 Bielefeld  
Jörg Hohelüchter-Menge, Jägerstraße 10, 48153 Münster  
Dr. Monika Maaßen, Schorlemerstr. 1148143 Münster*

*Wolfgang Weigand*

## **Beitrag der Zeitschriften zur Professionalisierung von Supervision – Felderkundungen**

Die Supervision und die Supervisoren, die in den 1980er Jahren begannen, ihr Ursprungsland, die Sozialarbeit, zu verlassen und sich vorsichtig in neue Felder zu begeben, waren darauf angewiesen, diese neuen Felder kennen zu lernen und zu verstehen; sie mussten ihre Beratungsarbeit diesen Feldern anpassen, nicht unkritisch, aber eben doch mit anderen Perspektiven und Interventionen. Dazu war es hilfreich, wenn Berichte über und aus diesen Feldern, z. B. von Krankenhäusern, Bildungs- und Rehaeinrichtungen, Schulen, Verbänden und politischen Initiativen, kleineren Unternehmen und Betrieben, von Autoren der Zeitschriften zur Verfügung gestellt wurden, um sich ebenfalls auf den Weg dahin zu begeben oder die eigenen mit den fremden Erfahrungen zu vergleichen. Natürlich wurde dabei in den frühen Jahren der Supervision auch aufmerksam verfolgt, ob der Gang in fremde Felder den Essentials der Supervision entsprach. Dieser Professionalisierungsschritt drohte nochmals durch den neugegründeten Berufs- und Fachverband DGSv aufgehalten zu werden, da dieser in seinen Anfangsjahren bei der Rekrutierung seiner Mitglieder mit einer engen Grenzziehung für andere Disziplinen als die Sozialarbeit und kirchliche Berufe zu Gange war. Später wurde dann die Beratungspraxis in Unternehmen mit Angehörigen der verschiedenen Berufe aus dem Gesundheitsbereich und aus pädagogischen Praxisfeldern zum selbstverständlichen Reflexionsgegenstand der Supervision. Heute sind zwar immer noch die psychosozialen, pädagogischen und Organisationen des Gesundheitswesens das vorzügliche Arbeitsfeld der Supervisoren und damit auch ein roter Faden, der sich durch alle Supervisions-Zeitschriften zieht, aber die Supervisorinnen beschränken sich längst nicht mehr auf diese Klassiker ihrer Beratung, sondern tauchen im Kulturbereich, in politischen Projekten, als Reflexionsort für Veränderungsprozesse in Wirtschaftsunternehmen, in Hochschulen, in den Büros von Architekten, Rechtsanwälten und gelegentlich auch Ärzten auf; sie alle sind in unterschiedlichen Beiträgen der Zeitschriften vertreten. Feldkompetenz oder noch anspruchsvoller Feldforschungskompetenz heißt der konzeptionelle Ort für diese Entwicklung, der auch in den Qualifizierungen der Aus- und Fortbildungen ein immer größeres Gewicht einnahm.

### **Theorie und Konzept der Supervision**

An diesem Punkt unterscheiden sich die Zeitschriften, was den theoretischen und konzeptionellen Hintergrund betrifft. Dies drückt sich bereits im Namen aus, der sich entweder nur auf Supervision bezieht

- wie im ältesten und auflagenstärksten Periodikum „Supervision – Zeitschrift für Arbeit, Beruf und Organisation“, gegründet 1982 an der Akademie für Jugendfragen, Münster,
- ebenso wie das „Forum Supervision“, das dem gruppenspezifischen und psychoanalytischen Denken ein größeres Gewicht gibt, gegründet 1993 am Fortbildungsinstitut für Supervision (FIS), Münster,
- oder die Verwandtschaft mit Coaching und Organisationsberatung auf systemtheoretischen Hintergrund konzeptionell integriert: „OSC – Organisationsberatung Supervision Coaching“, gegründet 1994 an der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen,
- oder sich streng an die Psychoanalyse bindet: „Freie Assoziation, Das Unbewusste in Organisationen und Kultur“. Beratung wird dann zu einem Schwerpunkt-Thema neben anderen. Gegründet 1998 innerhalb des Fachbereiches Supervision an der Kolping-Bildungsstätte in Coesfeld.

Eine Ausbildungsstätte mit akademischen Charakter, die wesentlich zur Theoriebildung des Supervision beigetragen hat, ist die Gesamthochschule, dann Universität Kassel, die eine wichtige Publikationsreihe vorzuweisen hat, aber kein Periodikum für Supervision. Sie unternimmt derzeit über ihren Master-Studiengang wohl die umfangreichsten Anstrengungen zu einer wissenschaftlich ausgerichteten Supervisionsarbeit.

Die beiden zuerst Genannten sind der supervisorischen Tradition stärker verpflichtet und ihre Herausgeber und Redakteure waren nahezu alle in den klassischen Supervisoren-Ausbildungen der 1970er und 1980er Jahre engagiert. Die meisten von ihnen sind im Grundberuf Sozialarbeiter, Theologen, Psychologen und entscheidend an der Gründung der Deutschen Gesellschaft für Supervision 1989 beteiligt.

Alle Periodika der Supervision sind also im Kontext oder im Zentrum von Ausbildungsstätten der Supervision entstanden. Die Zeitschriften waren in der Vergangenheit, noch bevor Ende der 1980er und in den 1990er Jahren eine Publikationswelle zur Supervision entstand, der Reflexionsort zur Theorie und Praxis dieser Beratungsform. Workshops und Seminare, die die Ausbildungsinstitute anboten, wurden durch die entsprechende Themenwahl in den Zeitschriften ergänzt und vertieft.

Der Diskurs zu vielen Fachfragen wurde durch die Zeitschriften initiiert, z. B. das Konzept der Teamsupervision, der Dreiecksvertrag zwischen Auftraggeber, Supervisor und Supervisand, die Implantation von Supervision in Organisationen, die Beratung von Führungskräften oder die Bedeutung der Balintgruppe für das Verstehen unbewusster Prozesse. Die Liste ließe sich verlängern; sie soll aber hier nur verdeutlichen, dass die Zeitschriften Feedback-Prozesse zwischen Theorie und Praxis in Gang setzten, den Supervisorinnen die Möglichkeit boten, die theoretisch-konzeptionellen Grundlagen ihres Handelns als Teil ihrer professionellen Kompetenz zu entwickeln und der aus der Praxis entstandenen und sich auch dort etablierten Supervision theoretische Perspektiven zu eröffnen. Über die Frage einer Wissen-

schaft der Beratung wird erst seit kurzem geredet; aber auch hier bemühen sich die Zeitschriften, Positionen zu skizzieren und einzunehmen.

### **Ausrichtung an der Praxis oder an wissenschaftlicher Theorie**

Diese oben schon gestreifte Frage der Ausrichtung der Zeitschriften an theoretischen und wissenschaftlich überprüften Aussagen oder an der Reflexion der praktizierten Beratung hat alle Redaktionen beschäftigt, weil dies nicht nur ein journalistisches Problem ist, sondern sich aus der Sache der Supervision selbst ergibt. Nicht nur der Ursprung der Supervision in Amerika und dann ihr Transfer nach Europa war davon gekennzeichnet, dass ein Praxisbedarf in sozialen, pädagogischen, gesundheitsbezogenen oder gegenwärtig auch in unternehmerischen und politischen Kontexten vorhanden war, den es durch Beratung zu beantworten galt. Die supervisorischen Antworten sind ein Reflex auf die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Zeit und daher liegen sie vor jeder wissenschaftlichen Untersuchung und Reflexion. Damit ist die theoretisch-konzeptionelle Arbeit nicht relativiert, sondern Teil des Spannungsbogens zwischen Handeln, Verstehen und Erklären oder der Dialektik von Theorie und Praxis. Das Feedback der Leser sieht entsprechend aus: die eine Seite beklagt die mangelnde Praxisnähe der Beiträge, während der anderen Seite die nötige wissenschaftliche Durchdringung des Gegenstands fehlt. Aber auch da entsteht ein Diskurs, wie ihn Sauer/Danzmayr in ihrem Feedback zum 20-jährigen Bestehen der Zeitschrift Supervision anregen: „Was uns noch erwähnenswert erscheint, ist die eindeutige Präferenz des hermeneutischen Ansatzes...Demzufolge kommt das empirisch-statistische Paradigma kaum vor, obwohl Makroprozessanalysen zur Evaluation von Supervision im Sinne einer Paradigmenanreicherung eine sinnvolle Ergänzung zu mikroanalytischen Evaluationsversuchen sein könnten.“ (Supervision 2/2002, S.32). Als langjähriger Redakteur dieser Zeitschrift wage ich die Behauptung, dass der Spagat zwischen hermeneutisch ausgerichteten und empirisch-statistischen Beiträgen nicht gut gelingt, weil die Supervisionsszene erst jetzt dabei ist, sich nach der jahrelangen Marktorientierung mit dem Gedanken einer Beratungswissenschaft zu beschäftigen. Die Redaktionen der Zeitschriften befinden sich ebenfalls in der Spannung, einen Ausgleich zwischen den auf praktische Lösungen ausgerichteten Wünschen auf dem Lesermarkt und den wissenschaftlichen und professionellen Ansprüchen zustande zu bringen; manchmal ist das wie im Drama: jeder der sich anbietenden Möglichkeiten führt zu keinem befriedigenden Ende.

Der kritisch gemeinte Satz meiner Kollegin Marianne Hege: „Die Art, wie man sich mit Fachwissen auseinandersetzt, ist getragen von der Begeisterung der eigenen Erfahrung.“ (Journal supervision 1/2012, S. 23) kann einen realistischen Weg weisen, da die Beratungswissenschaft das aktuelle supervisorische Handeln gegenwärtig nur punktuell wissenschaftlich begleiten kann und zu wenig Antworten auf die am praktischen Interesse ausgerichteten Fragestellungen der Supervisoren

hat; zum anderen ist das wissenschaftliche Interesse der Supervisorinnen nicht so groß ist, selbst einen Beitrag zur Beratungswissenschaft zu leisten; die Orientierung am „Fachwissen“, was immer das auch ist, geht über die gelegentliche Lektüre der Fachzeitschriften oder den Besuch einer an praktischen Problemen ausgerichteten Fachtagung nicht hinaus. Schon Leserbriefe, die fachlich Stellung beziehen, überraschen die Redaktion. Deswegen könnte „die Begeisterung der eigenen Erfahrung“, das Fundament sein, sich auch reflexiv im wissenschaftlichen Sinne mit der Praxis auseinanderzusetzen. Dazu leisten die Fachzeitschriften ihren Beitrag.

### Methoden der Supervision

Verstehen – Erklären – Handeln als die Trias supervisorischen Arbeitens wird auf unterschiedlichen methodischen Wegen besprochen: in der psychoanalytischen Supervision spielen das Verstehen unbewusster Prozesse, die Handhabung von Übertragung und Gegenübertragung, Widerstand und Abstinenz eine zentrale Rolle.

Die Konzepte der humanistischen Psychologie werden abgelöst durch die Systemtheorie; integrative Methoden sind zunehmend für das Arbeiten der Berater bestimmend. Der Methodenmix ist gefragt, auch wenn sich die Umgangsweise der verschiedenen Zeitschriften unterscheidet. In den letzten Jahren hat die Anlehnung des Beratens an therapeutische Konzepte deutlich abgenommen. Komplexe Beratungsaufträge verändern die Beraterrolle und die methodischen Engführungen. Das Problem bestimmt das Setting statt die Problembearbeitung in das Korsett eines therapeutisch ausgerichteten Setting zu zwingen. Der Supervisor wird zum Architekten des Settings und übernimmt Verantwortung für die Organisation. (vgl. Heltzel/Weigand, Im Dickicht der Organisation, Göttingen 2012).

Die skizzierte Entwicklung wird in allen Zeitschriften für Supervision auf dem Hintergrund ihrer unterschiedlichen Konzeptionen deutlich. Steht beispielsweise in der einen Zeitschrift die Balintgruppe als Modell supervisorischen Arbeitens sind andernorts die paradoxen Interventionen systemischer Beratungsarbeit bestimmend. Hat sich eine Zeitschrift („OSC“) das Coaching für Führungskräfte auf die Fahne geschrieben, stehen für das „Forum Supervision“ Themen mit gesellschaftspolitischer Ausrichtung häufiger auf der Themenliste. Versucht die Zeitschrift „Supervision“ die Vielfalt und Pluralität ihrer Beiträge in den Vordergrund zu stellen, ist das psychoanalytische Konzept bereits in der Themenformulierung und inhaltlichen Ausrichtung der „Freien Assoziation“ sichtbar. Die Supervisorin bezieht die Zeitschrift, die ihrem persönlichen Konzept am ehesten entspricht, nimmt aber auch zur Kenntnis, was die Inhaltsverzeichnisse der anderen Periodika ankündigen. Vergleicht man die Themenschwerpunkte der einzelnen Ausgaben, so findet man selten Alleinstellungsmerkmale, die eine Zeitschrift für sich in Anspruch nehmen könnte. Vielmehr bestimmten die aktuellen Themen supervisorischer Praxis die Liste der Beiträge: Beratung in Organisationen, Rolle des Supervisors, Teamsupervision, Ausbildungskonzepte, Berichte aus spezifischen Arbeitsfeldern wie

Kliniken, Schule, Gewerkschaften, Kirchen, Hochschulen, die typischen Merkmale von Veränderungsprozessen oder einfach die „neuen Ansätze für Supervision“.

### Professionalität

Der Professionalisierungsbeitrag der Zeitschriften soll in diesem Aufsatz untersucht werden und wir versuchen, unterschiedliche Indikatoren der Professionalisierung zu benennen und zu überprüfen: Die Kompetenz, den gesellschaftlichen Beratungsbedarf zu befriedigen, in Standards formuliertes und gesichertes Beratungswissen, standardisierte Ausbildungen, Überprüfung der Qualitätssicherung durch Fortbildung, ethische Grundsätze, berufspolitische Interessenvertretung.

Analysiert man die Themenhefte der drei Zeitschriften in der Zeit von 1982 bis 2012 („Supervision“ ab 1982, „Forum Supervision“ ab 1993, „OSC“ ab 2000), so kann man feststellen, dass von den insgesamt etwa 190 Heften, die von den jeweiligen Herausgebern verantwortet wurden, sich ca. 60 mit dem Beratungsbedarf unterschiedlicher Felder, etwa die gleiche Anzahl mit Wissen, Kompetenzen und Methoden der Supervision, ca. 30 mit der Ausrichtung und Differenzierung verschiedener Supervisionskonzepte und etwa die gleiche Anzahl mit Fragen der Professionalität der Supervision (Ausbildung, Weiterbildung, Berufspolitik, Ethik) beschäftigen. Interessant ist außerdem, dass sich im Vergleich der drei Zeitschriften die Verteilung der Hefte auf die eben genannten Themen in den zentralen Fragen des Beratungsbedarfs und des Beratungskompetenz nicht wesentlich unterscheiden. Ein Unterschied besteht bei Themen, die die oben genannten Aspekte der Professionalisierung betreffen: „Supervision“ und „Forum Supervision“ haben zu diesem Thema mehr Beiträge publiziert als die „OSC“. Die „Freie Assoziation“ hat auf Grund ihres weiter gefassten Spektrums über die Supervision hinaus ihren direkten Beitrag zu Beratungsproblemen in 15 Artikeln (in der Zeit von 2003 bis 2009) geleistet. Es muss jedoch ergänzt werden, dass viele psychoanalytische Betrachtungen und Diagnosen aktueller Zeit- und Organisationsprobleme indirekt für die Beratung fruchtbar gemacht werden konnten.

Diese erst quantitative Analyse, die sicher differenziert werden muss, zeigt jedoch, dass sich unabhängig von der Bedeutung und Qualität der Beiträge alle Zeitschriften um die aktuellen Beratungsfragen in Praxis und Theorie kümmerten und somit den Weg zur Professionalität der Supervision begleiteten, unterstützten und in der Diskussion hielten.

In Gestalt und Intention handelt es sich bei den Beiträgen eher um

- informative Darstellungen eines Themas, z. B. Was gibt es Neues in der Supervision? („OSC“ 3/2008); Balintgruppenarbeit („Forum Supervision“ Heft 11); Beratungswissenschaft („Supervision“ 4/2007)
- Erkundungen, z. B. Brauchen Medienprofis Beratung? („OSC“ 1/2003); Gesundheitsförderung und Supervision („Forum Supervision“ Heft 34); Supervision in pädagogischen Arbeitsfeldern („Supervision“ 1/1984);

- Vertiefung, z. B. Die Bedeutung der Philosophie für Organisationsberatung, Supervision und Coaching („OSC“ 2/2004); Zeit als Faktor in der Supervision („Forum Supervision“ Heft 19); Sprache („Supervision“ 2/2009);
- Spezifizierungen/Differenzierungen, z. B. Zur Differenz von Coaching, Supervision, Organisationsberatung und Psychotherapie („OSC“ 3/2003); Innere und äußere Realität („Forum Supervision“ Heft 17); Interventionskonzepte („Supervision“ 1995);
- Auseinandersetzung und Diskurs, z. B. Abschied von der reinen Lehre – längst schon Praxis? („Forum Supervision“ Heft 35); Professionalisierung in Supervision und Coaching („OSC“ 2/2006); Genderperspektiven („Supervision“ 2/2005);
- Perspektivenwechsel, z. B. Neue Wege beim organisatorischen Wandel („OSC“ 4/2000); Paradigmenwechsel: Supervisorinnen in Verantwortung für die Supervision („Supervision“ 2/2006); Supervision in interkultureller Perspektive („Forum Supervision“ Heft 22).

### Fachlicher oder berufspolitischer Diskurs

Ein Zeitschrift für Supervision steht vor dem gleichen Problem wie der Berufs- und Fachverband DGSv. Dient die Zeitschrift eher der fachlichen und konzeptionellen Entwicklung der Supervision oder sollten dort auch berufspolitische Fragen erörtert und diskutiert werden? Meine Antwort: Die Zeitschriften dienen dem fachlichen und konzeptionellen Diskurs, während der Berufsverband DGSv sich auf die Berufspolitik beschränken sollte. Die Okkupation der Fachlichkeit durch den Berufsverband wird auf Dauer der Professionalisierung der Supervision schaden, da die Interessen beider Subsysteme nicht kompatibel, zum Teil gegenläufig sind und die Produktivität des Diskurses zwischen Fachlichkeit und berufspolitischer Ausrichtung verschenkt wird. Außerdem würden die fachlichen Interessen den berufspolitischen Zwängen geopfert.

Die Zeitschriften haben für sich nicht ausgeschlossen, sich gelegentlich auch mit den fachlichen Auswirkungen berufsverbandlicher Entscheidungen zu befassen, aber finden ihren Schwerpunkt eindeutig im fachlichen Subsystem des Professionalisierungsprozesses. Diese Ausrichtung sollte beibehalten werden, damit neben den privaten und öffentlichen Ausbildungsstätten durch die Zeitschriften das fachliche und wissenschaftliche Paradigma als zentraler Bestand der Professionalität gesichert bleibt.

Der fachliche Disput vollzieht sich schließlich nicht unabhängig vom Zeitgeist und den in der Beratungsszene aktuellen Marktorientierungen. Insofern sind auch die Jahrgänge ein Spiegel der professionellen Entwicklung, da z. B. die Abgrenzung von Supervision und therapeutischen Konzepten in den 1990er Jahren starke Beachtung fand, während nach der Jahrtausendwende die Probleme der Organisationssupervision in den Mittelpunkt rückten. Die Untersuchung der Korrespondenz

zwischen gesellschaftlicher und professioneller Entwicklung ist in diesem Zusammenhang ein lohnenswertes Unterfangen.

### Reflexionstabus

„Obwohl mittlerweile viele Supervisoren im Profit Bereich arbeiten, werden deren Erfahrungen in den Fach- und Verbandszeitschriften nicht transparent gemacht. Damit ist der Debatte um die neuen Arbeitsfelder weitgehend die sachliche Grundlage entzogen. Die Angehörigen einer Profession, die Reflexivität zu einem wesentlichen Moment ihres Selbstverständnisses zählen, so die zentrale These einer Untersuchung von Böhnisch/Timmer-Nickel“, (Gruppendynamik, 2/2002, S.175) nehmen gegenüber ihrer eigenen Beratungstätigkeit keine reflexive Haltung ein. Wenn die Verfasser dieses Textes die Richtigkeit ihrer Ergebnisse nicht pauschalisierend (Beratern fehlt gegenüber ihrer eigenen Beratungstätigkeit eine reflexive Haltung) verallgemeinern und überhöhen, bietet die Kritik an der Reflexivität der spezifischen Beratung im Profit-Bereich Anlass zur Reflexion.

Es ist tatsächlich so, dass in den Jahren der zitierten Untersuchung die supervisorische Beratungstätigkeit im Profit-Bereich seltener transparent dargestellt und untersucht wurde. Dies änderte sich allerdings in den letzten zehn Jahren nachweisbar; alle Zeitschriften veröffentlichten zu diesem Thema, besonders die „OSC“ unter ihrem Label Coaching. Daran anknüpfend ist ein anderes Reflexionsdefizit festzustellen, das allerdings bis heute fortwirkt: Komplexe Beratungsaufträge an die Supervisoren verändern die Beraterrolle und werden lange nicht mehr im methodisch vorgeschriebenen traditionellen Setting bearbeitet, sondern dem Beratungsproblem entsprechend in vielfältigen Formen der Methodenintegration und der selbst gefertigten Beratungsarchitektur. Veröffentlicht wurde dazu bisher nur wenig (vgl. „Forum Supervision“ Heft 35). Ohne die Gründe dafür zu untersuchen, ist die Anfrage an die Zeitschriften berechtigt, sich mit dieser neuen Praxis gründlich zu beschäftigen (vgl. Heltzel/Weigand, Im Dickicht der Organisation, Göttingen 2012) und die Konsequenzen für die Konzeptentwicklung der Supervision zu reflektieren.

Ameln/Kramer/Stark haben die „Organisationsberatung beobachtet“ (Köln 2009) und finden eine Reihe von „hidden agenda“, die der Beratung unreflektiert zugrundeliegen. Eine solche hidden agenda ist zum Beispiel die Auswirkung einer unkritischen Beratung auf das Beratungshandeln, das im Sinne des Auftraggebers erfolgreich sein muss oder Mesallianzen zwischen Beratung und Management, was das Ergebnis der Beratung betrifft.

Von der kritischen Anfrage an die fehlende Veröffentlichung solcher Themen wird nichts relativiert, wenn man feststellt, dass natürlich erst die supervisorische Praxis von den Beratern beschrieben und transparent gemacht werden muss, bevor eine Publikation in den Zeitschriften möglich ist.

## Die Leserschaft

Damit sind wir bei den Lesern der Zeitschriften angekommen, die in der Regel das Beratungsgeschäft auch durchführen. Natürlich besteht für alle Publikationen, die vor allem regelmäßig für eine spezifische Leserschaft erscheinen, die Notwendigkeit, die Korrespondenz zwischen Redaktion und Leser zu analysieren und zu erkennen. Dies könnte wieder zum Gegenstand und Ergebnis einer empirischen Untersuchung werden. Es kann jedoch aufgrund diverser Befragungen und Rückmeldungen an die Redaktion angenommen werden, dass

- das Abonnement einer Fachzeitschrift der Sicherung des eigenen professionellen Status ebenso dient wie der fachlichen Rezeption;
- in einer jungen Profession wie der Supervision die Interessen an der Fachlektüre sehr divergent sind; sie reichen von Beiträgen auf hohem theoretischen und manchmal sogar abstrakten Niveau bis zum Wunsch, Fallbeschreibungen und Beiträge zu praktischen Fragestellungen zu bekommen, einschließlich ihrer handwerklichen und instrumentellen Beantwortung;
- das Interesse am Diskurs relativ gering ist, was sich an der Kultur der Leserdiskussion zeigt; gelegentlich bekommen die Reaktionen sehr subjektive positive oder negative Rückmeldungen, die kaum repräsentativen Wert besitzen; ein wirklicher Diskurs entsteht nicht;
- das Leseverhalten von sehr subjektiven Faktoren wie z. B. der individuellen Nähe zu einem Thema oder dem Wunsch nach Bestätigung für die eigene Position und Haltung geprägt ist;
- die Aufmachung und Qualität der Beiträge sich eher dem illustrativen Magazin als der nüchternen und trocken daher kommenden Beitragssammlung annähern soll.

Damit kommen wir zum letzten Punkt, der die Professionalität der Zeitschrift selbst betrifft.

## Professionalität des Zeitschriften-Managements

Als erstes gilt es unter dieser Perspektive zu sagen, dass die Redaktionen der Zeitschriften durchgehend von qualifizierten Supervisoren und Supervisorinnen besetzt sind, aber die Professionalität, eine Zeitschrift zu machen, nur laienhaft ausgebildet ist. Es gab in der Vergangenheit kaum Anstrengungen, die Gestaltung und das Lay-out der Zeitschriften von einem professionellen Dienstleister erledigen zu lassen. Die Leserschaft hat in der Vergangenheit „Bleiwüsten“, schwere Lesbarkeit und simple Gestaltung akzeptiert; erst in den letzten Jahren gab es jenseits der fachlichen Qualität Kritik am „Äußeren“ der Zeitschriften. Je nach Verlag war die Gestaltung meist weniger aufwendig, weil die Auffassung bestand, dass eine Fachzeitschrift ein aufwendiges Äußeres nicht nötig hätte. Parallel dazu stellten

sich Fragen an die Präsentation der Inhalte: folgt ein Fachartikel dem anderen oder werden auch Kontexte der Supervision berücksichtigt? Wird die Nüchternheit systematischer Abhandlungen durch neue Textformen aufgelockert? Gibt es optische Ergänzungen und Illustrationen zum Thema? Erst die Einsicht, dass sich Lesegeohnheiten aufgrund der medialen Vielfalt verändern, macht die Kooperation mit professionellen Gestaltern notwendig.

Die Zeitschriften-Redaktionen stehen vor einem zweiten Problem: inwieweit löst das Internet das Printmedium ab? Sinken die Abonnentenzahlen? Diese Frage kann gegenwärtig sicher nicht endgültig beantwortet werden, doch die Herausgeber der Zeitschrift „Forum Supervision“, in der dieser Beitrag erscheint, haben sich entschieden, den zweiten Weg zu gehen und auf die traditionelle Print-Form zu verzichten und stattdessen im Internet verfügbar zu sein.

Neben dieser professionellen Gestaltung in Form, aber auch partiell im Inhalt, tauchen weitere Fragen auf, die sich auf die Funktion der Zeitschriften im sich professionalisierenden Kontext der Supervision beziehen. Verwissenschaftlichung, stärkere Orientierung am Beratungsmarkt und Positionierung zwischen berufspolitischer oder theoretischer oder handwerklich-instrumenteller Ausrichtung sind Alternativen, über die Herausgeber und Redaktionen entscheiden müssen. Ist dazu ein ehrenamtliches Redaktionsgremium in der Lage oder muss durch Ergänzung professioneller Dienstleister auch für das Management der Zeitschriften ein professionelles Niveau erreicht werden?

## Schlussbemerkung

Ein Feedback von draußen (Sauer/Danzmayr) an die Zeitschrift Supervision (2/2002, S.31) vor zehn Jahren kann grundsätzlich für alle Supervisionszeitschriften in Deutschland gelten: „Die wichtigsten Brennpunkte professioneller Supervision werden...thematisiert, der Diskurs darüber wird weitergeführt, mit dem Ergebnis einer zunehmenden Konzeptualisierung, Professionalisierung und berufspolitischen Organisation von Supervision...Insofern waren die Zeitschriften in der Vergangenheit eine wichtige Plattform für den wissenschaftlichen Diskurs und die Weiterentwicklung von Supervision als eigenständigem Beratungsansatz – trotz des Widerstandes von innen und von außen – und sie werden diese generative Funktion in der Zukunft auch hoffentlich weiter behalten.“

Diesem Wunsch kann man sich vorbehaltlos anschließen.

*Prof. Dr. Wolfgang Weigand, Eitel-Fritz-Str. 13, 14129 Berlin*

## Randbemerkungen

### Die Sprache der Reflexion

Sie ist individuell, von daher subjektiv und (politisch) unkorrekt. Sie ist gefühlbetont, was Affekte nicht ausschließt. Mit der Trivialität eines Bauchgefühls hat sie nichts zu tun. Wenn der Mensch sowohl seine Gefühle, als auch seinen Verstand zur Reflexion nutzen kann, warum sollte er auf eines von Beiden zu Gunsten einer dummen Typisierung verzichten?

Die Sprache der Reflexion ist auf der Suche nach den passenden Worten, die ausdrücken, was der Mensch empfindet. Von daher klingt sie manchmal holprig oder unfertig, nicht selten poetisch, vor allem eigen. Oft braucht sie Zeit, nimmt mehrere Anläufe, und wenn der Mensch diese Erfahrung öfter macht, nimmt er sie sich womöglich gerne, obwohl er weiß, dass diese ihn kostet. Heutzutage wird viel Zeit zum Geld herbei schaffen verbraucht. (Das Wort ‚verdienen‘ scheint mir als pauschale Formulierung nicht mehr geeignet.) Andererseits spekulieren Menschen mit dem Burnout, d. h. es gehört für sie zum guten Ton, zumindest von ihm bedroht zu sein. Je größer die Bedrohung, um so anspruchsvoller sei der Job. Dies birgt natürlich ein hohes Risiko: Wenn der Mensch einmal ausgebrannt ist, braucht er sehr viel Nachsicht und Geduld mit sich selbst, um sich wieder zu regenerieren. Und er kann nicht so weiter machen wie vorher, sonst ließe der nächste Burnout nicht lange auf sich warten.

Die Sprache der Reflexion geht weiterhin davon aus, dass der Mensch sich als Individuum fühlt, obwohl er als Kunde, Konsument und Verbraucher angesehen wird. Als solcher bliebe ihm nur die Möglichkeit, sich selbst neu zu erfinden – quasi als neuer Kunde, Konsument oder Verbraucher. So ließe sich auch besser mit ihm Geld machen, um nicht zu sagen, an ihm verdienen.

Die Reflexion ist nicht zukunftsorientiert, was nicht heißt, dass sie sich überwiegend mit der Vergangenheit beschäftigt. Sie beschäftigt sich überhaupt nicht mit der Zeit, weil diese nur dazu benutzt wird, Menschen zur Eile anzutreiben. Wenn ich überlege, ob ich einen Baum umsäge oder nicht, brauche ich natürlich die Zeit. Wenn ich darauf verzichte, mich zu seiner Herrin/seinem Herrn aufzuspielen, ist sie nicht nötig.

Die Sprache der Reflexion ist kompromisslos. Das Denken und Fühlen braucht Radikalität, während das Handeln und das Verhandeln mit anderen Menschen den Kompromiss, oft dringend, benötigt, weil das Agieren oft vor dem Reflektieren angesetzt wird, beziehungsweise dieses ersetzen soll. Das Reflektieren, von daher auch seine Sprache sind niemals alternativlos, wenn es gelingt, sich auch fremden, ungewohnten, zu verzweifelnden Situationen zu stellen.

RoMa

## Rezensionen

**Annegret Böhmer/Doris Klappenbach: „Mit Humor und Eleganz“. Supervision und Coaching in Organisationen und Institutionen. Paderborn (Junfermann Verlag) 2007, 220 Seiten, 22 EUR**

Ganz neu ist das Buch nicht, aber zu wenig beachtet. Annegret Böhmer und Doris Klappenbach haben bereits im Jahr 2007 „Mit Humor und Eleganz: Supervision und Coaching in Organisationen und Institutionen“ vorgelegt. Die Autorinnen arbeiten beide im kirchlichen Bereich: Annegret Böhmer, Psychologin und Erziehungswissenschaftlerin, Supervisorin und Coach als Professorin für Religionspädagogik, Doris Klappenbach, Religionspädagogin und Mediatorin als Leiterin an der FU Berlin der Ausbildung „Mediation in pädagogischen Handlungsfeldern“.

Der Bezug zu Beratung und Supervision in kirchlichen Feldern kommt im 3. Drittel des Buches zur Geltung. Alles, was in den beiden ersten Dritteln vorgestellt, bearbeitet und diskutiert wurde, wird hier auf Arbeitsfelder der Evangelischen Kirche übertragen und anhand von Fallbeispielen verdeutlicht.

Nach einer statistischen Einführung werden

- die Strukturebenen der Kirche,
- die Definitionsmacht der Kirche, die Identifikation mit der Berufsrolle
- und die typischen Konflikte und Konfliktmuster zwischen Ehren- und Hauptamtlichen

mit Fallbeispielen durchgearbeitet, so dass die Leserin eine wunderbar griffige Verknüpfung von Theorie und Spielformen der Praxis erfährt.

Dazu sind die drei ersten großen Kapitel dienlich:

- Der Sinn professioneller Beratung allgemein,
  - Supervision und Coaching speziell,
  - Organisationen und ihre Dynamiken
- werden auf je ca. 30 Seiten vorgestellt. Dabei werden wir nicht mit Definitionen konfrontiert, sondern z. B.
- mit den großen Schulen, z.B: Psychoanalyse und Systemik und deren notwendige Gleichwertigkeit bei unterschiedlichen Foki;
  - mit einer Auswahl von Modellen, Handwerkszeug, Ansätzen und Anregungen sehr unterschiedlicher Herkunft – lauter nützliche Dinge, die man sich nicht mehr zusammensuchen, sondern nur noch auswählen muss;
  - mit der Schulung des Blickes auf Organisationen und Institutionen aus unterschiedlichen Perspektiven.

Das Lesen macht Freude, bei der Auswahl der Bausteine entschlüsseln sich zwar nicht die Kriterien der Auswahl, aber sie geben dem Buch eine Stimmung von „Gelingen“.

Das ist bei Kapitel 4 über „Kirche“ anders: mit den Fallbeispielen werden Theorieelemente angeboten, die diese erklären, auch sie im eher kurzgefassten, aber pointierten Duktus, ohne lange Theorieerklärungen sondern mit Blick auf das Verstehen von Szenen, Rollen, Zuschreibungen und Konflikten.

Die Verknüpfung von „Bausteinen“ und „Kirche“ ist gelungen und eingängig – nur: Humor sucht frau vergeblich; er ist darin nicht vergraben, sondern offenbar schon untergepflügt. Eher bekommt man das Gefühl, es mit sich gegen Verzweiflung stem-



mende Menschen zu tun zu haben, die sich nur noch mit Beratung und Supervision, Mediation und Nachgeben über Wasser halten können.

Und so liest sich der Titel auch eher als eine Anleitung zum Überleben in idealisierten, oft aber auch zehrenden Berufen und Rollen in der Evangelischen Kirche: Nehmts mit Humor und trags mit Eleganz! Wer als Supervisorin oder Berater in „Kirche“ arbeitet, der findet in dem Buch Anleitungen zu erfolgreichen Erkenntnis- und Beratungsprozessen.

*Annemarie Bauer*

**Reihe: Psychodynamik der Arbeitswelt. Band 1) Karl König: Arbeit und Persönlichkeit. Individuelle und interpersonelle Aspekte, Frankfurt am Main (Brandes & Apsel) 2011, 176 Seiten, 17,90 EUR.**

**Band 2) Christophe Dejours (Hrsg.): Psychopathologien der Arbeit. Klinische Fallstudien, Frankfurt am Main (Brandes & Apsel) 2012, 156 Seiten, 17,90 EUR.** Der Verlag Brandes & Apsel wendet sich mit einer neuen Reihe, die von Roland Apsel herausgegeben und betreut wird, an einen weiten Kreis von Leserinnen und Lesern, die sich für die Ergründung und Aufklärung über die Ursachen der Entfremdung der Arbeitswelt aus psychodynamischer Sicht interessieren. Erschienen sind bisher zwei Bände, die im folgenden kurz vorgestellt werden sollen.

Im ersten Band setzt Karl König quasi seine 1992 erschienene „Kleine psychoanalytische Charakterkunde“ (Vandenhoeck und Ruprecht) fort, indem er sich auf die Auswirkungen der Persönlichkeit des Menschen auf seinen Umgang mit der Arbeit konzentriert. In „Arbeit und Persönlichkeit“ beschreibt und diskutiert er die zu verschiedenen Charaktertypen gehörigen spezifischen Arbeitsstile und die damit verbundenen Hindernisse und Störungen. Dabei wird das Verhältnis zu Arbeitskollegen, Vorgesetzten und Mitarbeitern einbezogen. Einen besonderen Schwerpunkt bildet dabei – vor dem Hintergrund der aktuellen Burnout-Diskussion – der Zusammenhang zwischen Charakter und gesundheitlichen Risiken der Arbeitswelt.

Im zweiten Band der Reihe stellt Christophe Dejours klinische Fallstudien aus Frankreich vor, die sich mit „Psychopathologien der Arbeit“ auseinandersetzen. In den aufbereiteten Geschichten von Patienten geht es jeweils darum, den Zusammenhang der psychischen Störungen mit der jeweiligen Arbeitssituation in Zusammenhang zu bringen. Insofern richtet sich das Buch in erster Linie an Ärzte, mit dem Ziel, sie für die Psychopathologie der Arbeit zu sensibilisieren. Man kann die vorgelegten Fallstudien aber auch mit einer eher supervisorischen Brille lesen und findet dann interessante Anregungen darüber, was passiert, wenn die Beziehung zur Arbeit aus den Fugen gerät und sich auf Beziehungen innerhalb der Familien, den Partner oder den Kindern gegenüber, auswirkt.

Man darf sehr gespannt sein, wie die Reihe fortgesetzt wird. Für den Herbst wird als Band 3 eine empirische Untersuchung von Karola Brede zum Thema „Angestellte – ein unverstandenes Lohnarbeitsverhältnis“ angekündigt.

*Jürgen Kreft*

**Theresia Volk: Unternehmen Wahnsinn. Überleben in einer verrückten Arbeitswelt, München (Kösel Verlag) 2011, 220 Seiten, 17,90 EUR.**

Muss man auf die 2011 von Theresia Volk veröffentlichten Ausführungen zum „Unternehmen Wahnsinn“ eigentlich noch einmal hinweisen? Bei vielen Kolleginnen

und Kollegen habe ich das Buch schon auf dem Schreibtisch oder in der Aktentasche liegen sehen. Außerdem ist es ausführlich in der Presse besprochen worden: von der Süddeutschen Zeitung bis zum Handelsblatt und vom Hessischen bis zum Westdeutschen Rundfunk. Allein die Tatsache, dass die Autorin, die immerhin Stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Supervision (DGSv) ist, auf so breite und noch dazu überwiegend positive Resonanz auch außerhalb unserer Community gestoßen ist, finde ich bemerkenswert und für unseren Berufsstand enorm wichtig und ermutigend. Ich kann mich an keine Veröffentlichung erinnern, der dies in diesem Ausmaß gelungen ist.

Für die, die das Buch noch nicht kennen, eine kurze Übersicht. Theresia Volk entwirft einen „scharfen Blick auf den ‚ganz normalen Wahnsinn‘ in Unternehmen, Organisationen und Projekten; und auf die Menschen, die dort gut, gerne und engagiert arbeiten wollen, aber nicht immer dazu kommen.“ (S. 9) Sie unternimmt einen Dreischritt

- von den Symptomen – Äußerlichkeiten und Äußerungen, die aktuell die Arbeit in den Organisationen begleiten;
- zu den Diagnosen – gängige Diagnosen wie Beschleunigung, Komplexität, Globalisierung, Veränderungsdruck usw., die versuchen, den aktuellen Zustand zu fassen, dabei aber eher an der Oberfläche kratzen und keine Grundlage für einen Erfolg versprechenden Eingriff anbieten;
- zu möglichen Therapien – Maßnahmen, die aus den Sackgassen hinausführen, indem sie dabei helfen, den Verstand anders als bisher gewohnt zu gebrauchen.

Die Ausführung von Theresia Volk sind durchweg interessant und denkanregend. Die Sprache ist zugespitzt und ironisch, bildreich und witzig. Es macht wirklich Spaß, das Buch zu lesen. Mich hat es erinnert, an anregende Gespräche am Ende eines anstrengenden Beratungstages in der Hotellobby mit einer geistvollen Kollegin bei einem guten Glas Wein. Das Adrenalin wandert noch durch den Körper, man kann noch nicht schlafen, der Kopf läuft auf Hochtouren und man versucht sich zu erklären, mit welchem Wahnsinn man nun gerade wieder umgehen musste. Erklärungsansätze machen die Runde und Theoriefragmente springen hilfreich zur Seite: das musste mal gesagt werden! Die dabei einsetzende kathartische Wirkung sollte man nicht gering schätzen. Vor dem Zu-Bett-Gehen nimmt man sich vor, das eine oder andere noch einmal gründlicher und systematischer zu durchdenken, am besten gleich am nächsten Morgen.

Am Ende der Lektüre von „Unternehmen Wahnsinn“ ist man schlauer. Man ist angeregt, weiter zu denken, vielleicht sogar umzudenken, jedenfalls wird man sich nicht länger in den verbreiteten Unsinn einspannen lassen wollen. Ein Buch für Leserinnen und Leser, die sich auf die Suche nach dem schmalen Korridor zwischen Ohnmacht und Größenwahn machen wollen: „In diesem Verantwortungsbereich befinden sich alle, die sich weigern, fatalistisch zu werden, die stattdessen ihren Beitrag leisten wollen. Aber eben nicht für irgendetwas./...Mit einer Prise subversivem Humor, beim kollektiven Tüfteln und intelligenten Seinlassen lässt sich dann eine Menge unternehmen.“ (S. 205/207)

*Jürgen Kreft*

## Veranstaltungshinweise

### FIS – Fortbildungsinstitut für Supervision

Steubenstr. 34a, 65189 Wiesbaden, Telefon 0611 603681, E-Mail: info@agm-fis.de

- ▶ **Übertragungen im System** – ein Seminar für SupervisorInnen, Trainer und Beraterinnen, die Beziehungsdynamik in institutionellen Systemen psychoanalytisch verstehen wollen.  
Termin: 10.11.2012, Ort: Kassel  
Leitung: Annegret Wittenberger und Dr. Gerhard Wittenberger
- ▶ **Meine Rolle bei Beratungsprozessen in und mit Organisationen** – Ein Workshop für alle, die ihre Rolle im Kontext von Beziehungs- und Organisationsdynamik besser verstehen wollen.  
Termin: 15.-17.02.2013, Ort: Mainz  
Leitung: Elisabeth Gast-Gittinger und Inge Zimmer-Leinfelder
- ▶ **„Ich brauche dringend Ihren Rat, die Zeit ist knapp!“ – Leitungssupervision oder Coaching unter zunehmendem Druck** – ein Seminar für Supervisorinnen und Supervisorinnen, die ihre Arbeit mit Leitungskräften reflektieren oder sich auf die Arbeit mit ihnen vorbereiten wollen.  
Termin: 13.–14.9.2013, Ort: Münster  
Leitung: Dr. Monika Maaßen, Dr. Jürgen Kreft

### AGM – Arbeitskreis Gruppendynamik Münster e.V.

Steubenstr. 34a, 65189 Wiesbaden, Tel.: 0611 603681, E-Mail: info@agm-fis.de

- ▶ **Selbstbestimmung und Gruppenwirklichkeit** – Gruppendynamisches Training für alle, die etwas über sich und Beziehungen in Gruppen lernen wollen.  
Termin: 13.–17.3.2013, Ort: Mainz  
Leitung: Inge Zimmer-Leinfelder und N.N.

### Institut für Psychodrama und Supervision

Beratungspraxis Dr. Hans Ulrich v. Brachel und Inés Cremer-v. Brachel  
48167 Münster, Alt Angelmodde 1 la, Tel.: 02506 305769, Fax: 02506 305766  
info@institut-psychodrama-supervision.de

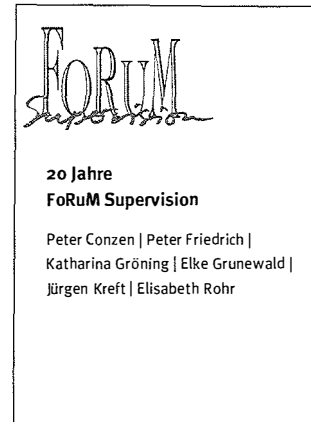
- ▶ **Psychodrama – Fortbildung in fünf Modulen**  
Termin: Fünf Module jeweils samstags von 9.30 bis 13.30 Uhr:  
8.12.2012 + 26.1.2013 + 9.3.2013 + 27.4.2013 + 8.6.2013 **Nur komplett buchbar**  
Ort: Münster, Leitung: Inés Cremer-v. Brachel und Dr. Hans Ulrich v. Brachel

### TOPS München Berlin e.V., Alramstr. 21, 81371 München,

Telefon: 089 720 694 80 · Fax: 089 720 694 79  
info@tops-ev.de · www.tops-ev.de

- ▶ **TOPS TAGE 2013: Genug ist nie genug – Endlose Selbstoptimierung durch Training und Beratung?** Organisationen sind nur gut, wenn sie sich ständig verbessern, und die MitarbeiterInnen sind fortwährend aufgerufen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln: Sozial kompetent und vertrauenswürdig auftreten, andere begeistern und sich selbst darstellen können, gesund sein und bleiben, effektiv kommunizieren, kooperieren und sich vernetzen. Wann ist genug genug? Welche Rolle spielen Training und Beratung? Verstärken sie den Druck zur Selbstverbesserung und/oder können sie ihm entgegenwirken? Und wie gehen BeraterInnen und TrainerInnen selbst damit um?  
Termin: 8.–10.3.2013  
Ort: Berlin-Wannsee

## Vorschau



### 20 Jahre FoRuM Supervision

Heft 40 (Oktober 2012)

Redaktion: Katharina Gröning und Elke Grunewald

AutorInnen: Peter Conzen | Peter Friedrich | Katharina Gröning |  
Elke Grunewald | Jürgen Kreft | Elisabeth Rohr